Die

Sclavinnen der Nadel.

Ein romantisches

Spiegelbild aus der Gegenwart.

Frei nach dem Englischen

von

August Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1869.
A. Hartleben's Verlag.

Erstes Capitel.

Es war spät, als Tante Elise und Amelie wieder nach Hause kamen.

Um sieben Früh waren sie schon in die Arbeit gegangen und beide hatten erst eilf Uhr Nachts Feierabend.

Sie waren sehr überrascht, als Susanne ihnen erzählte, Mr. Sublimus Quizby — Georg hatte ihr den Namen genannt — sei am Vormittag lange Zeit dagewesen und sobald er sich entfernt habe, sei Georg in ihr Zimmer gekommen und habe sie ersucht, sich des Kleinen anzunehmen, weil er selbst ausgehen müsse und nicht wisse, wann er wieder nach Hause kommen werde.

Von der neuen Aussicht, welche sich für Georg eröffnete, wollte Susanne nichts erwähnen, denn sie dachte, die Ueberraschung werde für ihre Freundinnen um so angenehmer sein, wenn Georg käme und selbst sagen könnte, daß er wieder lohnende Beschäftigung gefunden.

Nichtsdestoweniger war sie in ihrem Gemüthe ein wenig unruhig, denn sie konnte sich nicht erklären, warum er so lange blieb.

Während Elise und Amelie am Tische saßen und

ihr frugales Abendbrot zu sich nahmen, hörte man Georg die Treppe herauf kommen.

„Das ist er!“ riefen Amelie und ihre Tante.

Binnen wenigen Secunden trat Georg in das Zimmer. Ein Lächeln umspielte seinen Mund, obschon seine Wange bleich, sein Auge roth und seine Stimme etwas heiser war.

„Da bin ich wieder, meine Damen!“ rief er, indem er seinen Hut aufhing; „und zwar hundemüde.“

„Wo bist Du denn so lange gewesen?“ fragten Amelie und ihre Tante begierig.

„Ich war bei Screwberry Morsall,“ antwortete Georg, „einem pudelnärrischem Kauze.“

„Wer ist dieser Screwberry Morsall?“ fragte Amelie, „und was ist er?“

„Wer er ist, weiß ich nicht; in Bezug auf die Frage, was er ist, möchte ich antworten: ein Mensch, obschon ich nicht gewiß weiß, ob er nicht vielleicht dem Pflanzenreich angehört.“

„Ach, laß doch Dein Witzeln, Georg; wir sind Deinetwegen in großer Angst gewesen. Du hättest zurücklassen sollen, wo Du hingegangen bist!“ rief Elise.

„Nun, hat Susanne Euch nicht die ganze Geschichte erzählt? Wahrscheinlich hat sie es blos unterlassen, um nicht Hoffnungen in Euch zu erwecken, die vielleicht nicht in Erfüllung gehen.“

„Aber was betreibt denn dieser Mr. Morsall?“ fragte Amelie.

„Ich werde versuchen, Euch seine verschiedenen

Berufszweige kurz zu schildern. Vor allen Dingen ist er Buchdrucker und Buchhändler, obschon er keines dieser Gewerbe gelernt hat, wenigstens das Buchdrucken nicht, denn davon versteht er gar nichts. Er hält öffentliche Vorlesungen im Interesse der Mäßigkeitsvereine und ist ein Apostel des Pflanzenkostsystems oder des Vegetarianismus. Er gibt ein Mäßigkeitsjournal und eben so auch eine Zeitschrift zur Verbreitung des Vegetarianismus heraus. Außerdem ist er Kaltwasserarzt, Botaniker und Chemiker und hält Vorträge über Physiologie, Astronomie so wie überhaupt über Alles, worüber sich Vorträge halten lassen. Er ist ferner Prediger bei der Secte der Independenten, Secretär einiger gemeinnützigen Gesellschaften und noch vieles Andere, was ich vergessen habe. Mit diesem wunderbaren Manne oder vielmehr mit seinem Aufseher, Mr. Dellybelly, habe ich einen Contract geschlossen und mich verbindlich gemacht, für fünf Schilling wöchentlich als Vorleser zu fungiren. Man wollte mir eigentlich nur vier Schillinge geben, aber das war mir doch zu wenig; deshalb blieb ich bei meiner Forderung stehen und endlich bewilligte man mir dieselbe. Ich mußte auch sogleich anfangen zu lesen; dieß war um zwei Uhr; und von dieser Zeit an habe ich gelesen bis jetzt."

„Na, Gott sei Dank für das!" riefen Amelie und ihre Tante.

Dann setzte letztere hinzu:

„Freilich wäre es mir lieber gewesen, wenn Jemand anderer als Quizby Dich dorthin empfohlen hätte."

„Ja, mir wäre das auch lieber, man kann nicht

immer wählen. Jetzt, wo ich den Posten bekommen habe, will ich mich bemühen, denselben auch zu behalten."

„Aber was hast Du denn lesen müssen?" fragte Amelie.

„O, eine ganze Menge Dinge, theils gedruckte, theils geschriebene, oder, um geschäftsmäßig zu sprechen, Manuscripte. Ich muß dieselben einem Manne vorlesen, welchen man einen Corrector nennt und der, während ich lese, einen Probedruck vor sich liegen hat und auf diesem die Fehler ausmerzt. Viele dieser Sachen, die ich gelesen habe, waren abgeschmacktes, dummes Zeug. So befand sich z. B. darunter ein langer Artikel, in welchem der Verfasser sich bemühte, zu zeigen, daß die Menschen kein Rindfleisch essen sollten und daß arme Leute besser leben und mehr Geld auf die Anschaffung von Büchern verwenden könnten, wenn sie nur Pflanzenkost genössen. Dazu waren wohl hundertfünfzig Recepte zur Zubereitung von Kartoffeln beigefügt. Diese Vegetarianer scheinen mir ungeheuer grüne Ansichten zu haben."

„Darüber will ich nicht urtheilen," entgegnete Amelie. „Wer weiß, ob diese Leute nicht Recht haben."

„Auch möglich. Nächsten Donnerstag findet eine Conversazione, wie sie es nennen, oder große Versammlung statt, welche von sämmtlichen Arbeitern der Buchdruckerei besucht werden wird. Wenn es mir möglich ist, so werde ich auch mit hingehen und hören, was da verhandelt wird. Ich wundere mich blos, wie Mr. Morsall so Vielerlei auf einmal besorgen kann. Das ist mir rein unbegreiflich."

„Ja, besonders wenn er Alles ordentlich besorgt,“ entgegnete Amelie. „Ist er schon lange als Buchdrucker etablirt?“

„Nein. Er hat die Einrichtung von einer unlängst bankerott gewordenen Firma gekauft, scheint aber mit seinen Broschüren und dergleichen gar kein schlechtes Geschäft zu machen.“

„Nun, diese Beschäftigung ist für Dich wenigstens besser als gar keine,“ hob Amelie wieder an. „Es ist mir nur, als ob Du diesen Posten nicht lange behalten würdest.“

„Warum nicht?“

„Weil ein Mann, der sich mit so vielen Dingen befaßt, die er unmöglich alle verstehen kann, nothwendig zu Grunde gehen muß.“

„Ja, er hat aber, glaube ich, einiges Vermögen,“ entgegnete Georg.

„Desto eher wird er fertig werden.“

„Na, das weiß ich weiter nicht,“ fuhr Georg fort. „So viel aber weiß ich, daß er ein fürchterlicher Filz und Knicker ist. Er bezahlt keinem seiner Leute den ihm gebührenden Lohn. Fast die ganze Arbeit wird von Lehrlingen verrichtet, die nur die Hälfte des Lohnes bekommen, und die ausgelernten Gehülfen müssen sich mit zwei Dritteln begnügen. Dabei gibt er zwei Journale heraus, in welchen die Rechte der Arbeiter vertheidigt werden. Er lobt den Kossuth und die Italiener, schimpft auf die Regierung und Alle, die ihre Arbeiter nicht gehörig bezahlen, und ermuthigt diese Letzteren zu Arbeitseinstellungen, um höheren Lohn zu erzwingen.

Er selbst aber richtet sich nicht im Mindesten darnach. Er bezahlt seinen Arbeitern blos zwei Drittel von dem, was ihnen gebührt und sagt, es sei vollkommen genug für sie, denn wenn sie von Pflanzenkost lebten, so könnten sie noch Geld sparen und würden sich dann wohler befinden, als die, welche vollen Lohn bekommen und Fleisch essen."

„Unter solchen Umständen wird es dieser Mann nicht lange treiben," sagte Amelie. „Jeder, der einmal bei ihm gearbeitet hat, wird ihn hassen. Keiner wird für ihn arbeiten, sobald er anderwärts Arbeit finden kann, und ihn außerdem auf alle nur mögliche Weise betrügen, was, da er sein Geschäft nicht practisch versteht, nicht sehr schwer sein kann. Die Arbeiter werden sich ihrer Aufgabe in nachlässiger Weise entledigen und Mr. Morsall wird zu spät und zu seinem Schaden einsehen, daß es keine gute Politik ist, die Arbeiter schlecht zu bezahlen — ausgenommen, wenn einer die Menschenschinderei gründlich versteht und ein förmlicher Sclavenzüchter ist, wie es deren in London viele gibt."

„Du bist wirklich ein kluges Mädchen, Amelie," rief Georg. „Du durchschauest Alles auf den ersten Blick. Ich habe über diese Sache den ganzen Tag nachgedacht, während Du, nachdem ich sie Dir blos in einigen allgemeinen Umrissen angedeutet, sofort zu einem richtigen Schlusse kommst."

Nach einer Weile begaben sich alle zu Bett, um die Ruhe zu suchen, deren sie so sehr bedurften.

Am nächstfolgenden Morgen wurden andere Arrangements getroffen, man sorgte in geeigneter Weise für

die Abwartung des Kleinen und dann machten sich alle mit leichterem Herzen, als seitdem Georg seines Postens bei der Firma Thompson, History und Thompson verlustig gegangen, auf den Weg zu ihren verschiedenen Beschäftigungen.

Endlich kam der Abend heran, an welchem die Vegetarianer eine Theegesellschaft oder um, ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen, eine Conversazione haben sollten.

Georg bekam, weil er, wie Mr. Morsall sagte, ein Neuling war, ein Billet dazu geschenkt.

Es war dieß keine kleine Begünstigung, denn die Andern mußten sammt und sonders ihre Billets kaufen. Aus Furcht, Anstoß zu geben, schloß sich auch Keiner aus, obschon sie es vorgezogen haben würden, die zehn Pence, welche das Billet kostete, in der Tasche zu behalten.

Georg kaufte daher auch ein Billet für seine Schwester, welche für diese Gelegenheit den Abend freibekommen hatte.

Tante Elise bekam nicht frei und mußte deshalb fern bleiben.

Um halb sieben Uhr machten Georg und Amelie sich auf den Weg nach einem Café in Ferrington Street und wurden hier sofort in ein Zimmer gewiesen, welches auf ungefähr zwanzig Personen berechnet war, in welches aber beinahe doppelt so viel hinein gequetscht wurden.

Sämmliche Damen waren ohne Hüte und nachdem Amelie Mrs. Morsall — einer sehr frommen, christlichen Dame von einigen fünfzig Jahren — vor-

gestellt worden, kam sie ebenfalls ohne Hut wieder zu ihrem Bruder zurück.

Endlich begann das Theetrinken. Einige der Damen und Herren aber, welche ganz besonders eifrige Anhänger des hier gepredigten Systems waren, aßen weiter nichts als Schwarzbrod und Obst und tranken bloß Wasser, während sie Thee und Caffee verschmähten.

Einige Neulinge genossen dagegen dieß oder jenes, ja mehrere ließen sich sogar Chocolade geben.

Nachdem man eine große Quantität nach vegetarianischen Principien gebackenen Kuchen so wie verschiedene andere, klebrig aussehende Substanzen, deren nähere Beschaffenheit nur Vegetarianern bekannt war, von dem Tische hatte verschwinden lassen, ward verkündet, daß der Thee vorüber sei, worauf man die Tische so viel als möglich auf die Seite zu schieben suchte.

Mr. Morsall war fast gleichzeitig überall im ganzen Zimmer. Er war ein kleiner Mann und sein langes dünnes, trockenes Haar flog ihm um den Kopf herum wie das Haar um den Kopf einer hölzernen Puppe.

Nachdem sich die Gesellschaft endlich auf die thunlichste Weise geordnet, erhob sich einer der Anwesenden und stellte mit dünner, quiekender Stimme den Antrag, daß Mr. Morsall ersucht werden möge, den Vorsitz zu übernehmen.

Kaum hatte dieser Erste gesprochen, so erhob sich ein Zweiter und erklärte mit einer ungeheuer tiefen Baßstimme, daß er den soeben gestellten Antrag unterstütze.

Hierauf erhob sich ein drittes Mitglied, ein

hagerer, blasser Mann mit einer Brille auf der Nase und sagte:

„Erlauben Sie mir, meine Damen und Herren, ein Amendement zu stellen. Ich habe gegen den Freund, welcher dem gestellten Antrage gemäß den Vorsitz führen soll, eben so wenig etwas einzuwenden als gegen den, welcher diesen Antrag gestellt hat. Meiner Ansicht nach aber müssen wir in unserer Eigenschaft als Reformer, welche die Gesellschaft nach bessern und reinern Grundlagen und Principien aufzubauen wünschen, als auf welchen sie jetzt ruht, bei allen Gelegenheiten wie die gegenwärtige von der gewöhnlichen Methode abweichen und einer huldigen, welche, glaube ich, unsern Gedanken und Handlungen angemessener ist. Deshalb beantrage ich, daß, anstatt Mr. Morsall, vielmehr dessen würdige Gattin ersucht werde, das Präsidium bei der gegenwärtigen Conversazione zu übernehmen."

Dieses Amendement fand einstimmige Annahme und Mrs. Morsall nahm sofort in dem Präsidentenstuhle Platz. Die Zeit war jedoch kostbar und die Präsidentin kam daher sofort zur Sache, indem sie die Versammlung in folgender Weise anzureden begann:

„Meine Freunde! Ich freue mich, Euch bei der gegenwärtigen Gelegenheit zu sehen."

„Ja, das ist wahr," sagte Mr. Morsall, welcher die ganze Rede seiner Ehehälfte durch fortwährend eingeschaltete Bemerkungen begleitete.

„Wir haben uns," fuhr die Präsidentin fort, „heute Abend hier versammelt, um über den Vegetarianismus zu sprechen —"

„Ja, wohl," bemerkte Mr. Morsall.

„Der Vegetarianismus ist eine große gewaltige Idee —"

„Das wollt ich meinen."

„Die Vegetarianer können mit Recht als die besten Freunde des Armen betrachtet werden —"

„Sehr richtig."

„Ich selbst bin schon seit mehreren Jahren Vegetarianerin —"

„Das ist wahr."

„Seit langer Zeit ist kein Stück Fleisch in mein Haus gekommen —"

„Auch das ist richtig."

„Und so Gott will, soll auch nie wieder eines hineinkommen —"

„Gewiß nicht."

„Ich lebe blos von Früchten. Wir sind alle Geschöpfe, die in Bezug auf ihre Nahrung auf die Erzeugnisse des Bodens angewiesen sind —"

„Das ist eine ausgemachte Sache."

„Ich weiß nicht, wie man ein Tranchirmesser handhabt."

„Nein, das weiß sie nicht."

„Ich habe noch nie ein Tranchirmesser im Hause gehabt und werde auch nie eines anschaffen. Ich kann nicht begreifen, wie die Menschen so grausam sein können, Thiere zu tödten. Es ist dieß sehr unmoralisch —"

„Das ist es allerdings."

„Es ist nicht blos unmoralisch sondern auch grausam und Grausamkeit ist eine große Sünde —"

„Gewiß, gewiß.“

„Ich bemitleide die armen Pferde, welche die Omnibusse ziehen, weil sie so grausam behandelt werden. Ich wollte einmal in eines dieser Fuhrwerke steigen, aber als ich sah, wie unbarmherzig der Kutscher auf seine Pferde loshieb, unterließ ich es. Ich bin noch sehr gut auf den Füßen, dachte ich, und kann daher gehen —“

„Ja, auf den Füßen ist sie noch sehr gut.“

„Deshalb ging ich auch wirklich zu Fuße und ersparte dabei zugleich sechs Pence, die ich nun einer oder der andern wohlthätigen Gesellschaft zuwenden kann. Doch, wie ich sagte, der Vegetarianismus ist eine große, eine gewaltige Idee. Ich kann nicht gut Blut sehen —“

„Ich auch nicht.“

„Kein Mensch sollte ein Thier tödten. Wir haben kein Recht, ein Geschöpf umzubringen. Es ist sehr unrecht. Es macht die Menschen hart, schlecht und gegen einander selbst grausam. Ueberdieß, wer sich von allen Krankheiten frei halten will, darf kein Fleisch essen —“

„Ja wohl, Fleisch ist äußerst schädlich.“

„Menschen, die kein Fleisch essen, werden viel religiöser. Ihr wißt, der Mensch braucht nur wenig hiernieden und wenn dieses von der rechten Art ist, so wird er dabei glücklicher sein, als wenn es von der unrechten Art ist. Ich ernähre mich von Früchten. Ich bin niemals krank; wenn ich mich ein wenig unwohl fühle, so esse ich einmal gar nichts und sofort bin ich wieder hergestellt. Ich trinke selten, ja fast nie, denn ich esse viel Obst und andere Vegetabilien. Ich freue

mich, erwähnen zu können, daß unsere Gesellschaft sich fortwährend vermehrt. Wenn wir aber nicht Alles um der Ehre des Herrn willen thun, so wird unser Vorhaben dennoch nicht gedeihen —"

„Gewiß nicht."

„Ich wollte, ich könnte die Armen bewegen, ihr Geld nicht auf thörichte Weise zu verthun, sondern lieber zu sparen. Wenn sie Vegetarianer würden, so könnten sie viel sparen. Meine Ernährung kostet mich sehr wenig. Wer zu wissen wünscht, wie ich lebe, muß sich das Kochbuch kaufen, welches ich geschrieben habe und welches bei meinem Gatten gedruckt zu haben ist —"

„Ja wohl, ja wohl!"

„Doch, ich glaube, es wird nun Zeit, daß ich meinen Vortrag schließe und ich will daher blos noch einmal erklären, daß ich kein Fleisch esse, daß ich es nicht für recht halte, Fleisch zu essen und eben so wenig, arme, wehrlose Geschöpfe umzubringen. Wenn jetzt Jemand anderer das Wort ergreifen will, so möge er es thun. Am liebsten wäre es mir, wenn Jemand, der nicht Vegetarianer ist, eine Frage stellte und diese dann von einem Vegetarianer beantwortet würde. Ich werde von nun an zuhören."

„Das war sehr gut gesprochen," sagte Mr. Morsall mit beifälligem Kopfnicken, während fast die ganze Gesellschaft ihren Beifall auf ziemlich geräuschvolle Weise zu erkennen gab. Kaum war es einigermaßen wieder ruhig geworden, als einer der Anwesenden sich erhob und sagte:

„Ich bin kein Vegetarianer und werde höchstwahr-

scheinlich auch keiner werden. Wenn wir aber keine Thiere schlachten sollen, wollen Sie mir dann gefälligst sagen, wo wir unser Leder herbekommen sollen?"

Diese Frage schien eine im höchsten Grade verblüffende Wirkung zu äußern. Daran hatte noch Niemand gedacht und obschon der Mensch hiernieden nur wenig braucht, so ist doch Leder ein sehr nützlicher und nothwendiger Artikel.

„Die Frau Präsidentin," fuhr der Sprechende fort, „hat erklärt, daß sie das Tödten der Thiere verabscheue, aber dennoch glaube ich, daß sie aus Leder gefertigte Schuhe trägt, und obschon sie kein Tranchirmesser im Hause hat, weil es unrecht ist, Thiere umzubringen, so ist dann doch auch unrecht, die Schafe ihrer Wolle zu berauben; Wolle aber ist, glaube ich — wenigstens bin ich in diesem Vorurtheil befangen — ein sehr nothwendiger Artikel. Womit sollen wir uns behelfen, wenn wir weder Wolle noch Leder haben?"

Nachdem der Sprecher diese letzte Frage gethan, setzte er sich. Sofort erhob sich ein Anderer und versuchte die Frage zu beantworten, indem er sagte:

„Es ist mir sehr lieb, daß unser Freund diese Frage gestellt hat. Die Idee ist eine ganz neue, wir haben nie daran gedacht, werden aber nun unsere Aufmerksamkeit darauf lenken. Das Einzige, was jetzt als Surrogat für das Leder gelten könnte, wäre Guttapercha. Die Schafwolle könnten wir allenfalls entbehren, denn wir haben ja die Baumwolle."

„Hört, hört!" riefen Mehrere und unter großem Beifalle seiner Gesinnungsgenossen setzte der letzte Spre-

cher sich nieder und zupfte sich, indem er dieß that, den Hemdkragen in die Höhe, als ob er sagen wollte: „Dem habe ich gut geantwortet."

Die übrigen Reden, welche noch gehalten wurden, waren alle so ziemlich von derselben Art. Einer der Herren jedoch sagte unter anderem:

„Ich bin kein ganzer Vegetarianer, sondern blos ein halber, und dieß ist mit meiner ganzen Familie der Fall. Wir genießen nur sehr wenig Fleisch, aber ganz entbehren kann ich es für meine Person nicht. Ich bin von Profession Hufschmied und glaube, ich würde ohne alle Fleischkost meine schwere Arbeit kaum verrichten können, obschon dieß vielleicht nur Einbildung ist."

Als die Versammlung geschlossen war, befanden sich Georg und seine Schwester in Bezug auf die Kenntnisse der Principien des Vegetarianismus noch auf derselben Stufe wie vorher. Dennoch aber hatte die ganze Sache ihnen viel Vergnügen gemacht.

Georg hatte auch einmal das Wort ergriffen.

Als nämlich Mr. Morsall die Behauptung aufstellte, das Fleisch sei weiter nichts als ein chemisches Product von Vegetabilien und der Mensch könne daher nichts Besseres thun, als das Beispiel der Thiere nachzuahmen und sich ebenfalls von Vegetabilien zu nähren, da ja primäre Producte mehr Nahrungsstoff enthalten müßten als das Fleisch, das nur ein secundäres Erzeugnis sei, entgegnete Georg in etwas vorschneller Weise:

„Wenn aber dieß der Fall ist, Sir, ist es dann nicht besser, wenn wir Erde schmausen? Alle Vegetabi-

lien kommen aus der Erde und diese ist der Grundstoff, an welchen wir uns eigentlich zu halten hätten."

Als Georg dieß gesagt hatte, schaute er sich um und erwartete mit Bestimmtheit, daß man ihm Beifall zollen würde. In dieser Erwartung sah er sich getäuscht, denn Einige sagten, seine Bemerkung sei im höchsten Grade abgeschmackt, und Amelie faßte ihn bei der Jacke und zog ihn auf seinen Stuhl nieder, obschon es ihn nicht wenig verdroß, seine Jungfernrede auf so wenig ermuthigende Weise aufgenommen zu sehen.

Zweites Capitel.

Amelie hatte an jenem Abend, wo Georg zum ersten Male aus Mr. Morsall's Druckoffizin heimkehrte und ihr dieses Geschäft schilderte, die Wahrheit gesprochen. Schon nach wenigen Wochen mußte der Apostel des Vegetarianismus seine Insolvenz erklären und Georg sah sich wieder ohne Beschäftigung.

Wieder widmete er seine Zeit der Pflege des kleinen Joseph und der Beantwortung von Aufforderungen und Dienstofferten, die er in den Zeitungen las.

Unter diesen Annoncen befand sich auch folgende:

„30.000 Pfund Sterling in fünf Jahren."

„Der Endesgenannte befindet sich im Besitz eines Receptes, mit welchem der ursprüngliche Inhaber die obgenannte Summe in der angegebenen Zeit wirklich verdient hat und welches jedem deshalb Anfragenden gegen Einsendung eines Honorars von zwei Schilling und sechs Pence und Beischluß eines mit Adresse ver-

sehenen Couverts mitgetheilt werden wird. James Standish, Esq., pr. Adr. Mr. Nodd, Evesham Worcestershire."

Zwei oder drei Tage nachdem Georg an James Standish, Esq., geschrieben, erhielt er folgende Antwort:

„Nehmen Sie frische Wallnüsse, stoßen Sie dieselben in einem Mörser zu Brei und quetschen Sie dann den Saft heraus. Diesen lassen Sie einen Tag stehen, dann gießen Sie den geklärten Theil ab und setzen auf jede Kanne Saft ein Pfund Anchovies und ein Pfund Chalotten zu. Alles zusammen geben über ein Feuer, bis es sich aufgelöst hat und dann seihen Sie es durch. Hierauf thun Sie ein halbes Loth Muskatenblüthe, zwei Loth Gewürznelken, zwei Loth Jamaika-Pfeffer und eine halbe Kanne guten Weinessig hinzu. Dieß alles zusammen lassen Sie eine Viertelstunde kochen, und wenn es kalt ist, so füllen Sie es auf Flaschen. Ein halbes Hundert Wallnüsse gibt eine Kanne Saft."

Georg nahm sich vor, mit diesem Recept einen Versuch zu machen, und nach vieler Mühe und Entbehrung gelang es ihm, so viel Geld zusammenzubringen, daß er die benöthigten Ingredienzien kaufen konnte. Als er aber mit seiner Wallnußsauce zu Stande war und eine Anzahl damit gefüllte Flaschen zum Verkaufe stehen hatte, mußte er die Ueberzeugung gewinnen, daß es ihm unmöglich sein würde, Absatz dafür zu finden und daß aller Aufwand an Mühe und Geld umsonst war.

Wie Viele lassen sich in dieser Weise durch die Hoffnung, auf raschem Wege Geld zu verdienen, ver-

leiten, ihre letzten wenigen Schillinge zum Fenster hinaus zu werfen.

Wochen vergingen, Georg bewarb sich um jede in den Zeitungen offerirte, ihm passend anscheinende Stellung, aber immer umsonst.

Tante Elise begann mit jedem Tage matter und kraftloser zu werden. Die angestrengte Arbeit zehrte an ihren Kräften und obschon sie auf ihrem Posten ausharrte, so war sie doch nicht im Stande, so viel zu verdienen, wie anfänglich.

Auch der kleine Joseph war fortwährend kränklich. Sein sonst so rundes, munteres Gesichtchen war jetzt lang, mager und schlaff und unterhalb seinen kleinen Augen sah man jene unheilverkündenden Ringe, welche keine Hoffnung anf lange Lebensdauer aufkommen lassen.

Verschiedene nicht gerade durchaus nothwendige Kleidungsstücke, so wie eine Menge anderer Gegenstände die zur häuslichen Bequemlichkeit gehören, verschwanden einer nach dem andern und wanderten zu dem Pfandleiher.

Amelie arbeitete mit dem angestrengtesten Eifer und oft, wenn sie des Nachts nach Hause kam, waren ihre Augen trüb und geröthet.

Sie kämpfte einen harten Kampf gegen das Schicksal und außer ihr selbst kannte Niemand auch nur den zehnten Theil der Qualen, die sie ertrug. Sie war tugendhaft, und obschon sie schlimmen Versuchungen ausgesetzt war, so leistete sie doch denselben allen siegreichen Widerstand.

Es fehlte ihr fast an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen; sie hatte sich von allen, mehr oder minder werthvollen Schmucksachen, die ihr von Freunden und Bekannten geschenkt worden, getrennt; sie war dünn gekleidet und der kalte Wind drang ihr zuweilen bis in's innerste Mark. Dennoch aber wies sie alle Anerbietungen, die ihr von dem Sprößling irgend einer aristokratischen Familie oder von irgend einem alten Wollüstling gemacht wurden, zurück. Dabei aber bewahrte sie über Alles dieß unverbrüchliches Schweigen und obschon jeder Tag neue Anfechtungen und Versuchungen brachte, so leistete sie doch immer denselben muthigen Widerstand.

Man hatte sie nicht gelehrt, ihr Vertrauen auf den Allmächtigen zu setzen und die Gefühle des frommen Beters, der alltäglich vor seinem Schöpfer und Erhalter das Knie beugt, waren ihr unbekannt. Dennoch besaß sie ein angebornes Gefühl für Recht und Unrecht, und weil sie glaubte, es sei Unrecht, der Versuchung nachzugeben, widerstrebte sie derselben. Wir können daher mit vollem Rechte von ihr sagen, daß sie tugendhaft war.

Georg sah, daß der Kampf für seine Tante und seine Schwester immer schwieriger ward und bemühte sich, sie in ihren Anstrengungen zu unterstützen; aber es verging ein Tag nach dem andern und es zeigte sich nichts Besseres. Mochte er thun, was er wollte, so kam ihm ein Anderer zuvor. Für diesen hatte sich ein Freund oder Fürsprecher verwendet, Georg aber hatte keinen.

Es war ein trüber, kalter Tag und Georg war

in einem Handelshause in der Nähe der Docks gewesen, um sich abermals um eine in der Zeitung offerirte Stelle zu bewerben.

Er erhielt auch hier die Antwort, die er schon oft gehört, nämlich, daß man bereits einen jungen Mann engagirt habe, dessen Aeltern einem der Theilhaber der Firma bekannt seien.

Ueberall um sich herum sah er Leben und Betriebsamkeit. Niemand schien müßig zu gehen, Jeder hatte einen Wirkungskreis, nur er war ohne Beschäftigung.

Während er so da stand und die Leute von einem Schiffe und von einem Deck zum andern hin- und hereilen sah, murmelte er bei sich selbst:

„Ich will nicht länger unbeschäftigt bleiben. Ich will sehen, ob ich Matrose werden kann, und kann ich das nicht, so gehe ich unter die Soldaten. Mancher, der mehr gelernt als ich, ist Matrose oder Soldat geworden; warum soll ich es nicht auch werden?"

Nicht sobald hatte er diesen Entschluß gefaßt, so versuchte er auch, ihn in Ausführung zu bringen.

Er war noch nicht viele Schritte weit gegangen, so begegnete er ein paar Matrosen, die er sofort anredete.

„Was gibt's, junger Freund?" rief der eine, indem er sich nach Georg umdrehte und gleichzeitig seinen Kameraden bewog, ebenfalls stehen zu bleiben.

„Ich möchte gerne zur See gehen," sagte Georg. „Könnt' Ihr mir vielleicht sagen, wie ich es anzufangen habe, um an Bord eines Schiffes zu kommen? In welcher Eigenschaft ich engagirt werde, ist mir gleich-

viel. Ich bin kräftig, willig und jung. Was ich noch nicht weiß, werde ich mich bemühen zu lernen.“

„Also Ihr wollt gerne zur See gehen?“ entgegnete der Matrose, welcher schon einmal gesprochen. „Das wird sich wohl machen lassen. Was meinst Du, Bill?“ Glaubst Du, daß dieser junge Mann unserm Capitain gefallen würde?“

„Das wäre wohl möglich,“ entgegnete der andere, indem er seinen Kautabak im Munde hin- und herwarf. „Er kann ja gleich mit uns an Bord gehen.“

„Ja, das ist wahr, Bill. Kommt mit, junger Freund!“

Georg folgte dieser Aufforderung natürlich mit Freuden und sein Herz begann von erneuerter Hoffnung zu pochen.

Ehe eine Stunde verging, hatte Georg mit dem Capitain der „Mery Au“ seinen Contract abgeschlossen. Das Schiff gehörte einem Londoner Haus und lag jetzt in den Docks um seine Ladung einzunehmen und dann nach Calcutta zu segeln.

Sobald alle Arrangements in für beide Theile befriedigender Weise getroffen waren, kehrte Georg mit schwerem Herzen nach Hause zurück, um seine Tante und seine Schwester von dem Schritt zu unterrichten, den er gethan. Er bereuete denselben nicht etwa, sondern es bangte ihm blos vor dem, was seine Tante und seine Schwester beim Abschiede von ihm fühlen würden.

„Es wird aber so für uns Alle weit besser sein,“ dachte Georg, indem er seine Schritte langsam heimwärts lenkte. „Von dem, was Elise urd Amelie verdie-

nen, können beide zur Noth leben, besonders wenn ich ihnen nicht mehr zur Last falle. Bis jetzt haben wir uns doch immer noch durchgeschlagen und dieß wird, wenn wir uns trennen, um so leichter werden. Ueberdieß trennen wir uns ja nur auf einige Zeit und wer weiß, ob ich nicht als reicher Mann wiederkomme."

So bei sich selbst folgernd, erreichte Georg seine Wohnung. Es war, als er dieselbe betrat, Niemand da, der ihn empfangen hätte, denn seine Tante und seine Schwester waren beide in der Arbeit.

„Die armen Geschöpfe," murmelte Georg, indem er auf einen Stuhl niedersank, sich das Gesicht mit den Händen bedeckte und vergeblich seine Thränen zurückzuhalten suchte, „die armen Geschöpfe! Wenn ich fort bin, werden sie nicht mehr so furchtbar angestrengt zu arbeiten brauchen. Amelie wird dann nicht mehr so bleich aussehen, Tante Elise wieder zu Kräften kommen und mit dem guten, kleinen Joseph wird dasselbe der Fall sein. Vielleicht befinden sich, wenn ich einmal wiederkomme, alle viel wohler. Amelie ist dann vielleicht verheirathet und besitzt eine glückliche Häuslichkeit, während Tante Elise einen kleinen Laden hat, in welchem sie Hüte, Hauben oder andere dergleichen Sachen verkauft. Gott gebe, daß dem so sein möge. Ich habe bei dem, was ich thue, nur die besten Absichten; Gott wolle mir dieselben gelingen lassen."

Erst als Elise und Amelie nach ihrer Rückkunft von der Arbeit mit ihrer dürftigen Abendmahlzeit fertig waren, setzte Georg sie vorsichtig von dem Schritte, den er gethan, in Kenntnis.

Anfangs wollten sie nicht glauben, daß es sein Ernst sei; als sie aber sahen, daß er durchaus nicht scherzte, brachen sie in laute Klagen aus.

Es kostete ihm die größte Mühe, ihnen einzureden, daß es so für sie Alle am besten sein werde und daß sie dann nicht mehr so angestrengt zu arbeiten brauchen würden, wie zeither.

Amelie saß mit verschränkten Armen da und blickte unverwandt in das verglimmende Feuer des Kamins. Sie sprach nicht und weinte auch nicht. Ihr Schmerz war so groß, daß er jene Ströme, welche das brennende Fieber des Unglücks kühlen, vertrocknen ließ.

Mit ihrer Tante war dieß nicht der Fall. Diese brach in ungestümes Weinen aus und ihre Zunge sprach Worte, welche schroff und lieblos klangen. Sie war so egoistisch, daß sie nicht gleich den Nutzen begreifen konnte, welchen der gute Georg ihnen zu schaffen gedachte. Bis jetzt hatte sie den jungen Mann als einen Trost und Schutz betrachtet, jetzt aber, wo er sich freiwillig von ihr losreißen wollte, betrachtete sie seine Handlungsweise als eine eigennützige. Sie hatte gehofft, daß er mit der Zeit doch wieder eine Stelle bekommen und dann einen wesentlichen Beitrag zur Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse liefern würde.

Amelie dagegen wußte den Beweggrund ihres Bruders vollkommen zu würdigen, obschon sie recht wohl und schmerzlich fühlte, daß sie, wenn er einmal fort wäre, ihren einzigen Beschützer verlieren würde; denn obschon Georg jünger als sie war, so war er doch Mann genug, sowohl sie als ihre Tante gegen jeden

Angriff zu vertheidigen, wie er es ja durch seine Affaire mit Quizby hinreichend bewiesen hatte.

„Nun, Amelie," sagte Georg nach einer kleinen Pause, „Du sagst ja gar nichts dazu. Hast Du kein freundliches Wort für mich? Ich habe so gehandelt, wie ich es für das Beste halte und verdiene im schlimmsten Falle blos deshalb ausgescholten zu werden, weil ich Euch nicht vorher um Eure Meinung gefragt habe. Sprich, Amelie, sprich!"

Amelie wendete ihr Gesicht langsam nach ihrem Bruder herum. Ihre trockenen, gläsernen Augen hatten einen Ausdruck, in welchem sich ein Gemisch von Kummer und Verzweiflung malte. Sie faßte Georgs Hand in die ihrigen von Fieberhitze brennenden, drückte sie sanft und sagte mit gepreßter Stimme:

„Gott segne Dich, mein guter Bruder; Gott segne Dich!"

Dann legte Sie ihren Kopf an seine Schulter und drückte ihm mit ihren vertrockneten, brennenden Lippen einen Kuß auf die Wange.

„Ich glaube," fuhr sie fort, „daß das, was Du gethan hast, Dir nur durch Dein gutes Herz eingegeben worden ist. Ich weiß, daß Du es nicht gethan hättest, wenn Du nicht geglaubt, daß die gute Tante und ich dann weniger zu arbeiten brauchen würden. Das, was Tante Elise sagt, hat seinen Grund nur in ihrem Kummer über Deinen Verlust. Sie macht Dir keinen Vorwurf und hält Dich auch im Herzen nicht für lieblos. — Aber wann wirst Du uns verlassen, lieber Georg? Das hast Du uns nicht gesagt."

„In drei Wochen,“ entgegnete Georg.

„So bald schon!“ rief Amelie, indem sie ihren Bruder umklammerte. „In drei Wochen! Dann sollen wir scheiden — vielleicht um einander nie wiederzusehen.“

„Aber selbst dieß,“ entgegnete Georg, „wäre noch besser, als wenn wir uns noch länger so mühen müßten, wie in der letzten Zeit, bis der Tod uns plötzlich schnell getrennt und uns der Möglichkeit, einander in dieser Welt wiederzusehen, beraubt haben würde. Ihr werdet beide in Folge Euer übergroßen Anstrengung mit jedem Tage blässer und magerer. Wenn ich gehe, so rette ich Euch dadurch gewissermaßen das Leben und wenn ich einmal wiederkomme, so werde ich dadurch belohnt, daß ich Euch beide in weit besseren Umständen antreffe und wir dann vielleicht nicht abermals Ursache haben, uns zu trennen. Doch es ist nun spät und ich muß morgen Früh beizeiten in den Docks sein. Deshalb wollen wir jetzt zu Bett gehen; morgen werden wir im Stande sein, die Dinge mit ruhigem Blick zu betrachten.“

Es ward nicht viel weiter gesprochen. Man sagte sich vielleicht mit mehr Wärme als dieß in der letzten Zeit geschehen, „gute Nacht“ und überließ sich dem Schlafe.

Drittes Capitel.

Als Georg am nächstfolgenden Tage bei seiner Rückkehr von den Docks die nach seiner Wohnung führende Treppe hinaufstieg, sah er auf dem Fußboden

dicht neben der Thüre ein wie ein Brief zusammengefaltetes Papier liegen.

Die Neugier bewog ihn, es aufzuheben, und er erkannte in der Handschrift die Quizby's.

Er begab sich in sein Zimmer und las den Brief.

Daß derselbe wirklich von Quizby geschrieben war, darüber konnte kein Zweifel bestehen, der unterzeichnete Name aber war der Mr. Stedman's und der Brief selbst war an Miß Johnson adressirt.

Georg wußte nicht, was er denken sollte. Miß Johnson ward durch diesen Brief eingeladen den Schreiber desselben nächsten Sonntag sieben Uhr in der Adler-Taverne zu treffen.

„Jetzt weiß ich es!" rief Georg plötzlich. „Quizby spinnt hier eine Intrigue und misbraucht dazu den Namen seines Collegen Stedman. Ich möchte wissen, ob der Brief hier oder wo anders abgegeben worden ist. Doch kommt darauf weiter nicht viel an. Wenn ich will, kann i ch mir nun einen Spaß mit diesem Kauze machen. Ich werde es wenigstens versuchen, und wenn ich ihn nicht für den Streich, den er mir gespielt, tüchtig auszahle, so will ich nicht Georg Pratt heißen."

Nachdem Georg auf diese Weise zu einem bestimmten Entschluß gekommen war, setzte er sich und schrieb einen Brief an Quizby's Frau, indem er dabei die fehlerhafte Orthographie eines jungen Mädchens von mangelhafter Schulbildung nach Möglichkeit nachahmte.

Er schrieb demgemäß:

„Madame.“

„Seit einiger Zeit erweist ein Gentleman, der sich mir gegenüber Mr. Stedman nennt, mir allerhand Aufmerksamkeiten. Dieser Mann ist aber, wie ich Grund zu glauben habe, schon vermält, nämlich mit Ihnen, und heißt gar nicht Stedman. Aus dem hier beiliegenden Briefe werden Sie ersehen, daß er mich auffordert, ihn nächsten Sonntag Abend in der Adler-Taverne zu treffen. Es sollte mir sehr leid thun, Ihnen Unannehmlichkeiten zu verursachen, aber, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so kommen Sie zu der angegebenen Zeit ebenfalls dorthin, um zu sehen, ob dieser Herr wirklich Ihr Gatte ist. Sie werden dadurch ein armes Mädchen von den an ihrer Gesundheit nagenden Zweifeln erlösen und sie in den Stand setzen, ihr grausames Schicksal oder ihr glückliches Loos kennen zu lernen. Ich stelle Alles Ihrem Urtheile anheim, hoffe aber, daß Sie, wenn Sie ein mitfühlendes Herz besitzen, meinen Wunsch erfüllen. Mit Hochachtung und Ergebenheit

Ihre

von Kummer und Zweifeln gepeinigte

Caroline Johnson.“

Nachdem Georg diesen Brief geschrieben, faltete er ihn zusammen und legte den an Miß Johnson geschriebenen hinein.

Dann eilte er nach Islington, um ihn abzugeben. Als er Quizby's Tabaksladen erreicht hatte, lugte er hinein und sah eine Dame einen Käufer bedienen. Natürlich setzte er sofort voraus, das dieß die Frau sei, welche

Quizby die Ehre erzeugt hatte, seinen Namen anzunehmen.

Als der Käufer sich entfernt hatte, trat Georg ein.

„Habe ich die Ehre Mrs. Quizby zu sprechen?“ fragte er.

„Ja, dieß ist mein Name,“ antwortete die Gefragte.

„Eine junge Dame, die mit meiner Schwester befreundet ist,“ fuhr Georg fort, „hat mich ersucht, Ihnen diesen Brief einzuhändigen und Sie zu bitten, denselben ja recht genau durchzulesen,“

„Und wer ist Ihre Schwester, junger Mann?“ fragte Mrs. Quizby etwas kurz.

„Ich glaube nicht, daß Sie sie kennen,“ antwortete Georg, „die Person aber, welche diesen Brief geschrieben hat, ist eine Waise.“

Georg sprach, indem er dieß sagte, die Wahrheit.

„Ich habe in dieser Angelegenheit blos die Rolle eines Bruders gespielt. Der Brief wird Ihnen alles Uebrige erklären. Leben Sie wohl.“

Mit diesen Worten verließ Georg den Laden.

Am nächstfolgenden Sonntag sagte er zu seiner Tante und seiner Schwester beim Frühstück:

„Heute Nachmittag verspreche ich mir einen Spaß, wie ich in meinem Leben noch keinen gehabt habe. Wollt' Ihr vielleicht mitgehen und denselben mit mir theilen?“

„Versteht sich,“ entgegnete Amelie. „Wir müssen die Stunden des Beisammenseins, die uns noch vergönnt sind, möglichst benutzen und wenn wir mit Dir ein Vergnügen genießen können, sind wir gern dabei.“

Georg erzählte hierauf, wie er Quizby für seine

früher ausgestoßenen, verläumderischen Aeußerungen zu züchtigen gedachte."

„Demgemäß," fuhr er fort, „wollen wir unsern Thee etwas zeitig trinken, uns dann auf den Weg nach der Adler-Taverne machen und sehen, wie die Sache sich entwickeln wird."

„Aber weißt Du denn, ob Miß Johnson auch wirklich dort sein wird," fragte Amelie.

„Daran habe ich freilich noch nicht gedacht," rief Georg. „Natürlich, wenn sie nicht kommt, so wird aus dem ganzen Spaße nichts."

„Eben so wenig weißt Du, ob Quizby's Frau hinkommen wird," fuhr Amelie fort. „Du hast Deine Sache nicht gut besorgt."

„O, Mrs. Quizby kommt ganz gewiß," entgegnete Georg, obschon mit einer Miene, welche unverkennbar getäuschte Erwartung verrieth, denn er begann zu fürchten, daß sein kleines Project scheitern würde.

„Na, mach' Dir nur keine Sorge, lieber Georg," sagte Amelie, welcher diese Miene nicht entging. „Ich werde zu ermitteln wissen, ob Miß Johnson hingeht."

„Was willst Du thun?" fragte Georg, als seine Schwester sich von ihrem Stuhle sich erhob und rasch nach der Thüre ging. „Du willst sie doch nicht etwa fragen, ob sie nach der Adler-Taverne gehen werde?" Da müßte sie ja sofort Verdacht schöpfen."

„Ach, Georg," entgegnete Amelie, „Du hast keinen Begriff davon, auf welche Weise wir Frauen, wenn wir etwas wissen wollen, es auch zu erfahren wissen. Sei

überzeugt, daß ich, ohne im Mindesten Verdacht zu erwecken, genug erhorchen werde, um dann mit Gewißheit daraus schließen zu können, ob Miß Johnson an den genannten Ort geht oder nicht."

„Wohlan, ich hoffe nur, daß Alles so kommen werde, wie Du es wünschest, Georg," sagte Tante Elise, als Amelie das Zimmer verlassen hatte. „Nichts wäre mir angenehmer, als jenen erbärmlichen Menschen in eine lächerliche Situation versetzt zu sehen. Der einzige Umstand, der mir leid thut, ist, daß seine Frau nun davon weiß. Um ihretwillen wünschte ich, daß Du Dir etwas Anderes ausgesonnen hättest, denn wenn sie ihn liebt, so wird sie durch diesen Vorgang vielleicht auf Ihre ganze Lebenszeit unglücklich. Ich urtheile nach mir selbst. Hätte ich jemals erfahren, daß Dein guter Onkel sich einer unverheiratheten Dame gegenüber ebenfalls für unverheirathet ausgegeben hätte, so hätte ich ihm dieß wohl vielleicht verziehen, vergessen aber niemals."

„Ja, daran habe ich nicht gedacht," sagte Georg ein wenig betroffen. „Indessen es ist einmal geschehen und läßt sich nicht ändern."

„Ja sie geht hin," rief Amelie, indem sie wieder in's Zimmer trat. „In so weit bewährt sich Dein Plan. Ich will nur wünschen, daß der Ausgang auch ein erwünschter sein möge."

„Aber wie sollen wir das Entrée bezahlen?" fragte Tante Elise. „Wir haben kaum Geld genug um noch drei Tage damit leben zu können."

„O, ich habe Geld," antwortete Georg. „Mr. Godfrey hat mir ein kleines Darlehen aufgedrungen

und ich habe Anordnung getroffen, daß während meiner Abwesenheit Amelie die Hälfte meines Lohns ausbezahlt erhält. Es wird allerdings nicht viel sein, aber es hilft Alles haushalten, wißt Ihr."

„Gott segne Dich, mein guter Bruder!" rief Amelie. „Wie rücksichtsvoll bist Du doch!"

„Ja, er ist wie sein seliger Onkel," sagte Elise, indem sie wieder in Thränen ausbrach. „An Andere denkt er stets eher, als an sich selbst."

„Aber, Tante!" rief Georg, indem er eine heitere Miene annahm, „wenn Du sagst, ich sei wie mein seliger Onkel, so machst Du mir eigentlich keine Schmeichelei. Ich möchte nicht für einen Nachahmer gelten, sondern lieber selbst als ein Orginal betrachtet werden."

„Ein solches bist Du auch, Georg," sagte Amelie.

So verging der Tag mit fortgesetzten Bestrebungen heiter zu scheinen und die Thränen zurückzudrängen, welche dann und wann hervorbrechen wollten.

Endlich ward es Zeit, den Weg nach der Adler-Taverne anzutreten.

Mit großen Erwartungen in Bezug auf das Ergebnis von Georgs Plan erreichten die Drei das berühmte Vergnügunslocal, wo Hunderte von heranwachsenden Jünglingen zuerst auf Abwege gerathen und durch böses Beispiel verführt werden, wo die Musik der besten Componisten allabendlich verhunzt und verunstaltet wird und Trunkenheit und Völlerei an der Tages- oder vielmehr Nachtordnung sind.

Georg und seine beiden Begleiterinnen befanden sich noch nicht lange in dem Garten als sie Sublimus

und Miß Johnson eintreten und ihre Schritte nach einer der Lauben lenken sahen, welche zu dem Zwecke angelegt sind um Liebespaaren Gelegenheit zu einem ungestörten tête-à-tête zu geben.

Georg führte seine Tante und Schwester sofort in die dieser Laube zunächst befindliche und nahm hier mit ihnen in der dunkelsten Ecke Platz.

Es dauerte nicht lange, so trat eine dichtverschleierte Dame in dieselbe Laube, in welcher Georg mit Elise und Amelie saß. Die Aufmerksamkeit der Eintretenden ward ohnehin viel zu sehr beschäftigt als daß sie auf die bereits anwesenden Personen geachtet hätte.

In diesem Augenblick rief Sublimus den Kellner und trug ihm auf, eine Flasche Wein zu bringen.

„Eine Flasche Wein, nicht übel!" murmelte die Verschleierte indem sie ihren Schleier dichter über das Gesicht zog und den Kopf ein wenig vorwärts neigte.

„Aber nun, meine Angebetete," fuhr Sublimus fort, „sagen Sie mir, wie es kam, daß Sie mich nicht ermaßen trafen?"

„Ich habe noch nicht so viel zusammenbringen können, um Ihnen Ihr Darlehn wiederzuerstatten," antwortete Miß Johnson.

„Ach, sprechen Sie doch nicht davon," entgegnete Sublimus. „Ich will ja gar nichts wiederhaben, ich verlange blos Ihre Liebe."

„Immer besser," murmelte die verschleierte Dame, indem sie unruhig hin und herrückte.

„Sie haben mir in der That auch Grund gegeben, Sie zu lieben," entgegnete Miß Johnson. „Nur Ihre

Güte hat mich vor dem Schicksal bewahrt, obdachlos in den Straßen umherwandern zu müssen."

In diesem Augenblick brachte der Kellner den bestellten Wein.

„Ach, da kommt der Wein!" rief Sublimus. „So wahr ich lebe, heute Abend wollen wir uns einmal recht ordentlich amüsiren. Ich habe es mir vorgenommen. Lassen Sie uns die Gläser füllen und den Göttertrank schlürfen, welcher die Brust mit Bewunderung des Schönen erfüllt und selbst das eisigste Herz zur Leidenschaft entflammt."

„Ei, ei!" rief Miß Johnson, „was würde Ihre Frau sagen, wenn sie dieß hörte."

„Meine Frau!" entgegnete Sublimus. „Ich habe keine Frau."

„Wirklich nicht?" entgegne Miß Johnson. „Ach wenn ich das glauben könnte. Ich möchte es glauben, eine innere Stimme aber flüstert mir zu, daß Sie nicht mehr frei sind."

„Nicht mehr frei! O, was Sie glauben! Frei wie der Vogel in der Luft, geh' ich hin, wohin mein Herz mich ruft."

„Darf ich mir vielleicht auch ein Glas Wein ausbitten," rief die am Eingange der nächsten Laube sitzende Dame, indem sie ihren Schleier emporschlug.

„Mein Himmel!" rief Sublimus erschrocken, indem er das Glas, welches er in der Hand hielt, zu Boden fallen ließ.

„Also Du bist frei und ledig?" fuhr Mrs. Quizbys deren lang zurückgehaltene Wuth sich nun mit einem

Male Luft machte, fort. „Wer bin ich denn? Kennst Du mich vielleicht nicht?"

„Mein liebes Kind —"

„Antworte mir, Du Treuloser! Wer bin ich? Bin ich Dein rechtmäßiges Weib oder nicht?"

„Mein liebes Kind —"

„Nenne mich nicht Dein liebes Kind, Du elender, treuloser Verräther!"

„Immer drauf, Alte," rief ein eben vorüber gehender, junger Mann, der, was den Bart betraf, noch, wie man zu sagen pflegt, mit den Gänsen im Streit lag; denn man konnte nicht wissen, ob wirkliche Haare oder Federn daraus werden würden. „Wie kann dieser Freche hierherkommen und einer Andern den Hof machen, während er sein hübsches Frauchen zu Hause läßt."

„Ah, Sie sind es, Mr. Quizby?" rief Georg, der in diesem Augenblicke aus dem Hintergrunde der Nebenlaube hervortrat. „Was machen Sie hier?"

„Ich wollte blos einen kleinen Abendspaziergang machen, als diese junge Dame hier mich anredete, und ich glaubte, ich könnte mir einen unschuldigen, völlig harmlosen Scherz machen," stammelte Quizby.

„Was, einen Scherz?" rief Miß Johnson, indem sie sich geberdete, wie die verkörperte beleidigte Tugend; „also, so lange haben Sie mit meinem vertrauensvollen, gutmüthigen Herzen gespielt und nun werfen Sie auf einmal die Maske ab und sagen, es sei Alles blos Scherz gewesen. O, meine gute Mrs. Pratt," fuhr sie dann zu Georgs Tante gewendet, fort, „dieser Mann hat versprochen, mich zu heirathen, er hatte mir schon

Geld gegeben um die Trauringe und einige Möbel zu kaufen und nun stellt sich heraus, daß er schon verheirathet ist. Gott sei Dank, daß Sie hier sind, ich bedarf in der That der Freunde."

„Mein Himmel, was das für Unwahrheiten sind," sagte Quizby im Tone der beleidigten Unschuld und zupfte sich wiederholt an seiner Weste.

„Nein, nein, es ist Alles wahr!" kreischte Mrs. Quizby. „Diese junge Dame selbst hat mir geschrieben und mir mitgetheilt, sie habe schon gemuthmaßt, daß Mr. Stedman und Mr. Quizby eine und dieselbe Person seien. Ich bin bloß hierhergekommen um mir und ihr Gewißheit zu verschaffen. O, mein Himmel, wenn ich bedenke, daß dieser Mann nach Allem, was ich für ihn gethan, mich auf diese Weise zu hintergehen wagt."

Als Miß Johnson hörte, daß sie an Mrs. Quizby geschrieben haben sollte, vermuthete sie sogleich, daß man ihrem Anbeter einen Streich gespielt habe. Da auf diese Weise ihre Hoffnung, dem alten Narren noch mehr Geld abzulocken, vernichtet ward, so beschloß sie, die Gelegenheit noch so viel als möglich auszubeuten. Nicht als ob ihr an Mr. Quizby selbst etwas gelegen wäre, sondern sie bedauerte blos, daß sie einen so willfährigen Vogel nicht länger rupfen konnte.

„Immer d'rauf!" rief wieder der junge Mensch, der sich schon einmal eingemischt und eine Cigarre rauchend am Eingange der Laube stand. „Nehmen Sie ihn nur mit nach Hause, liebe Frau, und geben Sie ihm tüchtig die Ruthe."

„Was geht es denn aber Sie an?" fragte Mrs. Quizby, indem sie sich aufgebracht nach dem jungen Menschen herumdrehte. „Gehen Sie doch nach Hause zu Ihrer Mutter und lassen Sie sich hinter den Ohren trocknen."

„O, machen Sie sich deswegen keine Sorge, liebe Alte," entgegnete der vorlaute, junge Mensch. „Meine Mutter weiß, daß ich hier bin und hat mir selbst einen Schilling zum Vertrinken mitgegeben. Wenn Sie vielleicht denselben haben wollen um eine Ruthe für diesen ungezogenen Mann zu kaufen, so steht er Ihnen zu Diensten."

Einige andere junge Leute, die sich mittlerweile in der Nähe der beiden Lauben versammelt hatten, schlugen ein lautes Gelächter auf und ergingen sich in allerhand Ausdrücken, die für die Hauptpersonen des Auftritts nichts weniger als schmeichelhaft waren.

„Wenn Sie sich unterstehen, meine Frau zu beleidigen, so werde ich Sie züchtigen, junger Mensch!" rief Sublimus zu dem ersten Eindringling gewendet, in der Hoffnung durch diese tapfere Haltung den Zorn seines Weibes zu beschwichtigen.

„Ich glaube, Mrs. Quizby," sagte Georg im gedämpften Tone, zu der entrüsteten Gattin, „je eher Sie sich entfernen, desto besser wird es sein. Der Auflauf wird immer größer und man kann nicht wissen wie er endet."

Mrs. Quizby schien einzusehen, daß Georg's Rath für sie der beste war. Deshalb packte sie ihren

zärtlichen Gatten am Arme und führte ihn halb mit Gewalt hinweg.

Georg, seine Tante, seine Schwester und Miß Johnson folgten diesem Beispiele und kehrten nach Hause zurück.

Letztere gab sich viel Mühe, ihren Begleitern die Sache auseinanderzusetzen, und sich soviel als möglich zu rechtfertigen. Sie sprach zugleich den Wunsch aus, zu erfahren, wer den Brief an Mrs. Quizby geschrieben, obschon sie darüber keine Aufklärung erhielt.

Viertes Capitel.

Endlich kam der Tag, wo Georg sich von seiner Tante und Schwester trennen mußte.

Seine kleine Ausrüstung war bereits am Bord des Schiffes, welches während der Nacht langsam den Fluß hinab bis Gravesend gegangen war.

Die Sonne schien so hell, wie dieß am Himmel von London möglich ist, und die Atmosphäre war ausnahmsweise kla: und gesund.

Tante Eli,'e und Amelie hatten einige Stunden Urlaub erhalten um Georg das Geleit geben zu können. Sie bereiteten jetzt zum letzten Male sein Frühstück, möglicherweise das letzte Mahl, welches sie mit einander genossen.

Elise weinte bitterlich, während Amelie, ihrem Charakter treu, ihre Liebe dadurch bethätigte, daß sie die letzte Mahlzeit so gut machte, als es in ihren Kräften stand.

Sie vergoß keine Thräne, aber weilte so viel als möglich in Georg's Nähe, beobachtete jeden seiner Blicke und suchte jedem seiner Wünsche zuvorzukommen.

Auf dem Tische stand ein kleiner, von ihr selbst gebackener Kuchen, den er mitnehmen sollte und der schon eingepackt war. Daneben lag ein kleines, ebenfalls von ihr gesticktes Etui mit Steck- und Nähnadeln und verschiedenen Sorten Zwirn, wie es auf einer Reise, wo der Mensch auf sich selbst angewiesen ist, sehr nützlich sein kann.

Außerdem hatte Amelie ihrem Bruder eine mit Perlschrift gedruckte Ausgabe der Bibel gekauft und seine Tante hatte, nachdem sie unter harten Entbehrungen die nöthigen Mittel zusammengebracht, die silberne Taschenuhr seines Onkels eingelöst, welche glücklicherweise noch nicht sehr lange bei dem Pfandleiher gelegen war und daher noch vollkommen gut und richtig ging. Dazu schenkte sie ihm, anstatt der Kette, ein schmales, seidenes Band, auf welchem ihr und Amelien's Name gestickt war.

Seine Tante liebte Georg, seine Schwester aber betete er förmlich an und als er jetzt ihr bleiches, thränenloses Gesicht betrachtete, begann er den Schritt, den er gethan, fast zu bereuen.

Dazu war es jedoch zu spät. Fort mußte er und mit einem stummen, innigen Gebet, daß es ihm gelingen möge, seine Pflicht zu thun, erhob er sich vom Tische.

„Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren," sagte er. „Um neun Uhr geht das Boot ab. Käme ich zu

spät, so würde ich dadurch gleich von vornherein meinen Kameraden Grund geben, mich für einen saumseligen Menschen zu halten."

„Du hast ja aber fast noch gar nichts gegessen," entgegnete seine Schwester. „Genieße doch erst noch etwas."

„Nein, ich danke Dir. Wenn es mir gelingt, stets eine solche Mahlzeit zu finden, so habe ich von Glück zu sagen. Also macht Euch fertig und begleitet mich nach dem Werft. Ich wollte, Ihr könntet mit bis Gravesend fahren, da das aber einmal nicht geht, so müssen wir uns darein fügen. Vielleicht ist es so auch am besten."

„Du scheinst überhaupt zu glauben, es sei Alles so, wie es ist, zu unserm Besten," bemerkte Elise schluchzend.

„Eben dieser Gedanke ist es, der mich in den Stand setzt, diese Trennung zu ertragen," antwortete Georg, indem er sich abwendete und sich eine Thräne trocknete. „Es ist Alles zu unserem Besten, nur sehen wir es nicht immer sogleich ein."

Nach wenigen Minuten sahen sie sich auf der Straße und dem Wege nach der Londonerbrücke. Sie bemühten sich, so heiter als möglich zu scheinen. Georg und seine Tante plauderten, was ihnen einfiel, obschon sie kaum wußten, was sie sagten. Ihr Bemühen war blos darauf gerichtet, nicht an die immer näher bevorstehende Trennung zu denken.

Amelie sprach kaum ein Wort, obschon ihre Tante Alles Mögliche that, um sie zu zerstreuen, in die Schaufenster hineinsah und die verschiedenen Kleider bezeichnete,

die sie selbst zu haben und die, welche sie Amelie zu schenken wünschte. Dann malte sie aus, wie sie, wenn Georg wiederkäme, sich einrichten und welche Genüsse und Vergnügungen sie sich zum Lohn für die ausgestandenen Prüfungen gönnen wollten.

In der Nähe des unter dem Namen des Mansion House bekannten Gebäudes begegneten sie Mr. Godfrey, welcher stehen blieb, von Georg mit den wärmsten, freundschaftlichen Worten Abschied nahm und seiner Tante und seiner Schwester versprach, ihnen, wenn sie es bedurften, mit Kräften Beistand zu leisten.

Man erreichte den Werft gerade, als das Boot sich zum Abgang anschickte. Es war die höchste Zeit; Georg küßte seine Tante und seiue Schwester, sprang dann an Bord und das Boot dampfte den Fluß hinunter, während die beiden Frauen ihm mit thränendem Blicke nachschaueten bis es ihren Augen entschwand.

Fünftes Capitel.

Georg war seit einem Monate fort und hatte in dieser Zeit seiner Tante und seiner Schwester ein einziges Mal geschrieben.

Wie sehr wir uns auch freuen, von abwesenden Freunden zu hören, so trägt doch oft ein Brief nur dazu bei, die schon in der Heilung begonnene Wunde wieder aufzureißen.

So war es auch mit Amelie und ihrer Tante. Sie begannen sich mit Georg's Abwesenheit auszusöhnen, als sie sein Brief wieder an den Abschied von ihm er=

innerte und das schmerzliche Bewußtsein ihrer Verlassenheit wieder wachrief.

Die Zeit verging und die sechs Monate, während welcher Amelie sich verpflichtet, für den halben Lohn zu arbeiten, waren ziemlich um.

Sie hatte dem Tage, an dem sie wieder frei werden würde, mit großer Spannung und Unruhe entgegengesehen. Die Ungewißheit, ob sie auch ferner noch in Madame Dupont's Geschäft thätig bleiben könnte, steigerte ihre Unruhe, als sie aber fand, daß sie in der That und bei vollem Lohne fortarbeiten durfte, da fühlte sie ihr Herz von einer schweren Sorge befreit.

Leider war diese Freude nur von kurzer Dauer und glich einem plötzlichen Feuerschein, welcher die herrschende Finsternis dann nur um so schwärzer erscheinen läßt.

Sobald als die Arbeit ein wenig flau zu gehen anfing, rief Madame Dupont Georg's Schwester in ihr Privatzimmer und sagte:

„Ich habe jetzt für meine sämmtlichen Arbeiterinnen nicht mehr Beschäftigung genug und da Sie die jüngste sind, so müssen Sie natürlich zuerst austreten. Sollte es wieder viel zu thun geben und ich wieder mehr Arbeiterinnen brauchen, so wird es mir großes Vergnügen machen, Sie wieder zu engagiren. Bis dahin bleibt Ihnen jedoch weiter nichts übrig, als anderswo Beschäftigung zu suchen."

Diese Mittheilung kam Amelie so unerwartet, daß sie anfangs kaum glauben konnte, recht gehört zu haben und sie entgegnete:

„Aber, Madame, Sie versprachen ja, mich vorzugsweise vor allen andern Arbeiterinnen zu behalten."

„Das werde ich auch, sobald ich Arbeit genug habe."

„Wie mir scheint, ist aber jetzt noch vollauf genug Arbeit," entgegnete Amelie.

„Sie haben gehört, was ich gesagt habe," fuhr Madame Dupont fort. „Ich bin nicht gewohnt, mich von meinen Arbeiterinnen zur Rede stellen zu lassen. Guten Morgen."

Amelie entgegnete natürlich hierauf weiter nichts, sondern verließ das Zimmer.

Also auf diese Weise ward sie für monatelange angestrengte Arbeit belohnt. Allerdings war ihr der bedungene Lohn bezahlt und der mit ihr abgeschlossene Vertrag erfüllt worden, die übrigen Arbeiterinnen hatten aber sogleich gesagt, daß sie, selbst wenn sie noch fleißiger wäre, dennoch dasselbe Schicksal wie ihre Vorgängerinnen haben und abgelohnt werden würde, sobald Madame Dupont eine Andere bekommen könnte, die sich dazu verstünde, für den halben Lohn zu arbeiten.

Amelie begab sich aus Madame Duponts Cabinet sofort in das Zimmer, in welchem die Arbeiterinnen sich aus- und anzukleiden pflegten.

Nachdem sie ihren Hut aufgesetzt und ihren Shawl umgenommen, wünschte sie ihren zeitherigen Colleginnen guten Morgen und verließ das Haus.

Auf dem Heimwege sah sie an der alten Stelle wieder einen Zettel befestigt, dessen Inhalt zufolge Madame Dupont abermals eine Lehrlingin suchte.

„Nun," sagte Amelie bei sich selbst, „bin ich mehr als je überzeugt, daß man mir die Wahrheit gesagt hat. Meine zeitherige Arbeitgeberin hat jetzt nicht so viel zu thun, daß sie nicht ohne mich fertig werden könnte, und wenn die Arbeit wieder drängt, hofft sie auch wieder eine Arbeiterin zu bekommen, mit welcher sie machen kann, was sie will. Indessen, es macht nichts aus. Ich habe doch wenigstens das Kleidermachen gelernt, vielleicht kann ich nun auf eigene Faust Bestellungen annehmen. Ich will es wenigstens versuchen."

Mehrere Wochen lang hinter einander ging Amelie Tag für Tag nach Arbeit aus, aber ausdauernde war nicht zu haben.

Obschon der Gemüsehändler im Nachbarhause ihr gestattete, eine Ankündigung an seinem Thürpfosten zu befestigen, während der nächste Bäcker ihr erlaubte, dieß an seinem Fenster zu thun, so bekam sie doch darauf hin nur ein einziges Kleid zu fertigen.

Da die Umstände, von welchen dieser Auftrag begleitet war, nicht zu den alltäglichen gehörten, so wollen wir sie erzählen.

Die Frau, welche sich herabließ, Amelie beschäftigen zu wollen, gehörte der Secte der Methodisten an und machte es sich zum Grundsatz, freigebig zur Unterstützung jeder Gesellschaft beizutragen, die unter den Auspizien dieser Religionsgemeinde gegründet ward.

Der Preis, den Amelie für die Fertigung des Kleides verlangte, war zwei und ein halber Schilling. Diese Summe aber erschien der frommen Frau so über=

trieben, daß sie sofort erklärte, dieselbe nicht bezahlen zu können.

„Ich bin zu arm," entgegnete sie. „Ich will Ihnen einen Schilling geben, mehr erlauben meine Mittel mir nicht. Ich kann auf meine Kleidung weiter nichts verwenden als was ich von meinem Wirthschaftsgeld erspare. Ich brauche das Kleid übrigens auch nicht nothwendig und wenn Sie es für das Geld, welches ich Ihnen geboten, nicht machen können, so kann ich es überhaupt nicht von Ihnen fertigen lassen."

„Für zwei Schilling will ich es Ihnen machen," entgegnete Amelie.

„Ich kann wirklich nicht mehr geben als einen. Ich brauche mein ganzes Geld für die Wohlthätigkeitsgesellschaften, deren Mitglied ich bin, sonst könnte ich Ihnen mehr bieten. Sie scheinen sehr arm zu sein und ich glaubte eine Wohlthat an Ihnen zu üben, wenn ich das Kleid von Ihnen fertigen ließe."

„In der That, Madame," entgegnete Amelie mit einem gewissen Grade von Entrüstung, „es scheint mir, als ob wir das Wort Wohlthätigkeit ganz verschieden auffaßten. Ich habe noch nicht gewußt, daß die Wohlthätigkeit darin besteht, den Leuten den ihnen zukommenden, billigen Arbeitslohn zu verweigern und das Geld zur Befriedigung irgend einer unfruchtbaren Grille zu verwenden."

„Ach," seufzte die Methodistin, „ich sehe, Sie sind auch noch ein Weltkind. Ihre Worte überraschen mich eben so wenig als ich mich dadurch verletzt fühle, denn ich kenne diese Sprache. Ich wollte, ich könnte Ihnen

den Preis zahlen, den Sie verlangen. Aber sehen Sie, ich gehöre zu einer Gesellschaft, welche es sich zur Aufgabe macht, arme Wöchnerinnen mit Kinderwäsche zu versorgen. Der wöchentliche Beitrag für jedes Mitglied beträgt sechs Pence und ich mag nicht gern in Rückstand bleiben. Uebermorgen habe ich die sämmtlichen Damen zum Thee bei mir, was mich auch viel kostet. Mein Mann ist dabei so genau und geizig, daß er mir nach einem solchen Gesellschaftstage allemal einen ganzen Monat lang Vorwürfe über meine Verschwendung macht. Ich weiß aber, daß ich um des Herrn willen leide und daß ich meinen Lohn einmal droben empfange. Morgen haben wir ein Liebesmahl und dazu muß ich auch geben; denn da wir unsere Kirche selbst erhalten müssen, so bekommen wir nichts von der Staatskirchensteuer. Ich muß bei dieser Gelegenheit wieder wenigstens sechs Pence geben, wenn ich nicht für knauserig gelten will. Meine Freundin, Mrs. Williams, gibt nie weniger als zwei und halb Schilling, aber sie kann es auch, denn ihr Gatte ist ein guter, freigebiger Mann. Nächstens haben wir große Missionärversammlung, wobei der Lordmayor den Vorsitz führt und ich, wenn die Sammelbüchse herumgeht, abermals sechs Pence opfern muß. Sie sehen also, auf wie vielfältige Weise meine kleine Casse in Anspruch genommen wird. Ich wollte nur, mein Gatte liebte den Herrn eben so wie ich, dann würde er auch etwas zu frommen Zwecken opfern. Der Herr liebt es aber einmal, seine Auserwählten zu züchtigen und er gibt in seiner Gnade mir Kraft, die Züchtigung zu ertragen, obschon ich manchmal nahe

daran bin, gegen seinen Willen zu murren. — Also, junge Freundin, nachdem ich mich so offen gegen Sie erklärt, — die Offenheit ist vielleicht einer meiner größten Fehler — glauben Sie, daß meine Mittel mir erlauben, Ihnen mehr als einen Schilling zu geben?"

Amelie hörte geduldig an, was die fromme Frau ihr sagte. Nur mit Mühe gelang es ihr, die Verachtung zu bergen, welche sie gegen eine solche Praxis empfand, und sie fragte sich im Stillen, ob es von dieser Frau ehrlich gehandelt sei, das Geld, welches ihr Gatte ihr für die Hauswirthschaft gegeben, zu andern Zwecken als zu denen, wozu es bestimmt war, zu verwenden und ob es ehrlich sei, dem Arbeiter mehr als die Hälfte des ihm gebührenden Lohnes abzupressen, um nach einer andern Seite hin freigebig und wohlthätig zu erscheinen.

„Es ist außerordentlich wenig, was Sie mir da bieten," sagte Amelie endlich.

„Ja, das weiß ich wohl, aber ich kann wirklich jetzt nicht mehr daran wenden. Ein ander Mal kann ich Ihnen vielleicht mehr zahlen. Ueberdieß habe ich viele Freundinnen, denen ich Sie empfehlen kann. Wenn ich Ihnen daher auch wenig zahle, so werde ich Ihnen auf andere Weise zu nützen suchen. Uebrigens sollten Sie auch Mitglied unserer Gemeinde werden. Sie würden mit Freuden empfangen und der Herr verläßt die Seinen nie, nur müssen wir immer unser Vertrauen auf ihn setzen."

Amelie lag viel daran, eine Kunde zu erwerben, und in der Hoffnung, daß diese Eine ihr dann noch

mehrere zuweisen würde, willigte sie ein, das Kleid für das ihr gebotene Geld zu fertigen.

Sie that es, lieferte das Kleid ab, mußte drei Wochen auf das Geld warten und erlangte es dann nur dadurch, daß sie sich unmittelbar an den Gatten der frommen Frau wendete, der, als er sie bezahlte, ihr ein Zweischillingstück in die Hand drückte.

„Aber, Sir —“ begann Amelie.

„Ja, ja, ich weiß schon, Sie haben sich dazu verstehen müssen, das Kleid für einen Schilling zu fertigen und dann drei Wochen auf Ihr Geld gewartet. Meine gute Frau hat seltsame Ideen, es ist aber einmal nichts mit ihr anzufangen. Behalten Sie das Geld nur. Leben Sie wohl.“

Damit drehete der kleine Mann, der, wie es schien, viel zu thun hatte, sich herum und ging wieder in sein Arbeitszimmer.

Es war dieß das einzige Kleid, welches Amelie für die fromme Frau fertigte und von Zuweisung anderweitiger Kundschaft war keine Rede.

Tante Elise ward immer schwächer und schwächer, bis sie sich endlich genöthigt sah, ihre Arbeit in Newgate Street aufzugeben.

Mrs. Jennings, für die sie arbeitete, war indessen freundlich gegen sie und erlaubte Amelie, den Platz ihrer Tante einzunehmen.

Amelie war eine sehr gute Nähterin, und es gelang ihr bald, sich die Gunst ihrer Arbeitgeberin zu erwerben, obschon diese keinen geringen Hang hatte, despotisch aufzutreten.

Dabei war es aber für Amelie immer eine sehr

schwere Aufgabe, genug zu verdienen, um den Miethzins zu bezahlen und sich, ihre Tante und den kleinen Joseph zu ernähren.

Nicht selten begnügte sie sich mit einer einzigen Mahlzeit des Tages, damit nur ihre Tante etwas Kräftiges genießen könnte.

Endlich, als man sich eines Tages ganz ohne Geld sah, ward die Bettstelle, in welcher Georg zu schlafen gepflegt, nebst dem Meublement eines der Zimmer verkauft und um den Miethzins zu ermäßigen, erbot sich die Wirthin, das auf diese Weise leer gewordene Zimmer an Jemand anders zu vermiethen.

Nachdem man auf diese Weise in den Besitz einer kleinen Barschaft gelangt war, kaufte Tante Elise die ihr vom Arzte angerathenen Stärkungsmittel. Diese thaten ihr auch wirklich, in Verbindung mit etwas besserer Kost gute Dienste und sie sah sich in den Stand gesetzt, wieder ein wenig zu arbeiten.

Leider aber hatte Mrs. Jennings nicht immer genug zu thun, um sowohl Amelie, als auch deren Tante zu beschäftigen und wenn sie blos Arbeit für Eine hatte, so gab sie allemal Amelie den Vorzug.

Endlich bekam Elise Stickereien, die sie zu Hause fertigen konnte; die dafür gezahlten Preise wurden aber immer schlechter und sie mußte daher immer größeren Fleiß aufwenden, um das zur Deckung der täglichen Ausgaben nöthige Geld zu erschwingen.

Die natürliche Folge davon war, daß ihre kaum erst wieder ein wenig gestärkten Kräfte abermals ermatteten.

Oft bedachte sie, wie gut im Vergleich mit ihr Miß Johnson sich befand.

Selbst die beiden Mädchen, ihre Stubennachbarinnen, schienen besser daran zu sein als sie. Ihre Kleidung war immer gut und dennoch arbeiteten sie noch lange nicht so angestrengt, wie die arme Witwe. Sie konnten ausgehen und sich erholen und amüsiren, Elise aber konnte dieß nicht.

Wie ging dieß zu?

Elise wagte nicht einmal im Stillen, dem Zweifel und Argwohn Worte zu leihen. Schaudernd bedeckte sie sich das Gesicht mit den Händen nnd rief:

„O Gott, davor bewahre mich!"

Es war spät an einem Nachmittage und Tante Elise arbeitete mit mehr als gewöhnlichem Eifer, während ihr Kleiner neben ihr lag und schlief. Alle seine Kleidchen, mit Ausnahme derjenigen, die er auf dem Leibe trug, waren eines nach dem andern zum Pfandleiher gewandert. Seine Mutter bemühte sich, so viel zu erübrigen, daß sie wenigstens einige dieser Kleidungsstücke einlösen könnte. Um ihre eigenen sorgte sie sich nicht; aber sie konnte es nicht ertragen, ihr Kind halb bekleidet zu sehen. Wenn sie andere Kinder auf der Straße betrachtete und sah, wie gut gekleidet dieselben waren, fühlte sie einen Stich im Herzen und glaubte einen Verrath an ihrem verstorbenen Gatten zu begehen, wenn sie für dessen Kind nicht alles Mögliche thäte.

Und von diesem Gedanken angestachelt, arbeitete sie und handhabte ihre Nadel mit dem angestrengtesten Fleiße.

Eine Stunde nach der andern verging und die arme Mutter saß tief bis in die Nacht hinein. Obschon ihr Athemzug immer kürzer und rascher, das Auge gläsern und trübe, die Wange immer bleicher ward, so bewegte sich doch die Nadel immer noch mit unverminderter Schnelligkeit, um die Aufgabe dieses Tages nicht unbeendet zu lassen.

Plötzlich hörte Elise ihren Knaben, der unruhig geworden war, sich in seinem Bette umdrehen, gewahrte aber bald zu ihrer Freude, daß er wieder fest einschlief.

Endlich war sie mit ihrer Arbeit fertig. Taumelnd von ihrem Sitz sich erhebend sank sie todmüde auf ihr Bett und verfiel in eine Betäubung, die dem Tode ähnlicher war als der Schlaf.

Sechstes Capitel.

Am nächstfolgenden Morgen war es schon spät, als Tante Elise aus der Betäubung, in welche sie nach ihrer angestrengten Arbeit verfallen war, wieder erwachte.

Amelie war schon aufgestanden und hatte, nachdem sie das armselige Frühstück bereitet, ohne ihre Tante zu wecken, das Haus verlassen.

Der erste Laut, welcher Elise wieder zum Bewußtsein erweckte, war das Wehklagen ihres Kindes.

Sie fühlte sich selbst fieberhaft krank und schwach, erhob sich aber sofort, um den Kleinen zu versorgen.

Er hatte seit dem Mittag des vorigen Tages nichts zu essen gehabt.

Während sie noch damit beschäftigt war, ihm seine

erste vielleicht auch letzte Mahlzeit ehe es wieder Abend ward — zu reichen, hörte sie zu ihrer Ueberraschung schwere Tritte die Treppe heraufkommen.

Sie wußte nicht, wessen Besuch sie vermuthen sollte. Seit Quizby, als derselbe Georg die Stelle bei Screwberry Morsall angeboten, war kein Mann wieder in diese Zimmer gekommen.

War vielleicht der Mann, für den sie während der vergangenen Nacht so lange und angestrengt gearbeitet, ungeduldig geworden und schickte jetzt nach der Arbeit?

Rasch setzte sie ihren Knaben vor dem Kamine auf die Diele nieder und begann die Stickerei zusammenzufalten, um sie für den Boten, dessen Eintritt sie erwartete, gleich bereit zu haben.

Wenn sie ihn auch nur einen Augenblick warten ließ, so konnte sie sich darauf gefaßt machen, das nächste Mal, wo sie wieder in dem Magazine erschien, um sich Arbeit zu holen, beleidigende Worte hören zu müssen, abgesehen von der Gefahr, die sie dann lief, für die nächste Woche keine neue Arbeit zu erhalten. Es war nämlich unter vielen dieser Blutsauger stehender Gebrauch geworden, ihren Arbeitern für jede wirkliche oder scheinbare Vernachlässigung, welche sich dieselben zu Schulden gemacht, zur Strafe auf kürzere oder längere Zeit die Arbeit zu entziehen.

Elisens Vermuthung erwies sich jedoch als unrichtig. Der die Treppe Heraufsteigende kam nicht zu ihr, sondern zu ihrer Nachbarin Susanne Green.

Nach wenigen Augenblicken ward die zu Susan=

nens Zimmer führende Thür geöffnet und Jemand fragte in gebieterischem Tone:

„Wohnt hier ein Mädchen, welches für das Geschäft Driver und Sohn arbeitet?"

„Ja, das bin ich," antwortete Susannen's Stubengenossin, indem sie sich erhob und ihre Schritte nach der Thüre lenkte.

Kaum hatte sie dieselbe erreicht, als sie im Tone des Erschreckens hinzufügte:

„Ach mein Gott, Susanne, es ist der junge Mr. Driver und ein Constabler!"

Als Elise dieß hörte, öffnete sie ihre Thüre ein wenig um zu sehen, was die Ursache dieses eben nichts sonderlich Gutes bedeutenden Besuchs sei.

Der Erste, den sie erblickte, war ein junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren, der elegant und modisch gekleidet war und sich bemühte, den Gentleman zu spielen, obschon in seinem ganzen Benehmen vieles zu bemerken war, was mit seinem Bemühen im Widerspruch stand.

Dieser junge Mann hatte eben die bereits angeführte Frage gethan und war selbst einer der Theilhaber der Firma Driver und Sohn.

„Sehr richtig," fuhr der junge Mann fort. „Ich will die Westen haben, welche Sie vorige Woche aus unserem Geschäfte zum Fertigmachen geholt."

„Ich bin noch nicht ganz fertig damit," entgegnete das Mädchen verlegen; „heute Nachmittag bringe ich sie."

„Ich danke schön," sagte der junge Mann. „Es

sollte mir leid thun, Sie zu bemühen. Ich werde die Westen gleich selbst mitnehmen."

„Aber sie sind ja noch nicht fertig."

„Thut nichts, Miß; es thut mir leid, Sie zu stören, aber wir brauchen die Westen und da ich einmal hier in dieser Gegend zu thun hatte, so sagte ich, ich würde sie mitbringen. Geben Sie also her, mögen sie fertig sein oder nicht. Lassen Sie uns nicht lange warten, wir haben nicht viel Zeit."

„Ich habe die Westen nicht hier, Sir," entgegnete das arme Mädchen, welches immer ängstlicher ward.

„Sie haben sie nicht hier? Aber wo in's Teufel's Namen haben Sie sie dann?" fragte der jüngere Theilhaber der Firma Driver und Sohn, Kleider-, Hut-, Handschuh- und Schuhmacher.

„Entschuldigen Sie, Sir —" hob das Mädchen wieder an.

„Ach was da! Hier gibt es nichts zu entschuldigen. Ich will unser Eigenthum haben. Wo ist es?"

„Nun sehen Sie, Sir, ich konnte die Westen nicht alle allein fertig bringen und habe daher daher einige meiner Schwester zum Fertigmachen gegeben."

„Das ist eine Lüge! Warum sagen Sie die Wahrheit nicht sofort? Sie wissen, daß Sie die Westen versetzt haben. Constabler, suchen Sie hier im Zimmer nach und sehen Sie, ob Sie die Pfandscheine finden."

„Ach Sir," rief das Mädchen flehentlich, „geben Sie mir nur Zeit bis heute Nachmittag, dann will ich Ihnen die Westen bringen."

„Ja, da könnten wir lange warten!“ entgegnete der Repräsentant der Firma Driver und Sohn. „Ich will unsere Sachen jetzt haben und kann nicht warten. Also, Constabler, thun Sie Ihre Pflicht.“

„Ach, Sir, in einer Stunde will ich sie bringen,“ bat die Geängstigte nochmals. „Warten Sie nur wenigstens so lange.“

„Wie viel haben Sie darauf geborgt?“ fragte der junge Driver.

„Blos zwei und einen halben Schilling, Sir, mehr nicht.“

„Nun, da hätten wir ja das Geständnis,“ entgegnete der junge Mann mit hämischem Lächeln. „Wo sind die Pfandscheine? Her damit!“

„In einer Stunde will ich die Westen bringen.“

„Geht nicht.“

„Nun, dann in einer halben Stunde. Sehen Sie es mir nur dießmal nach, es ist das erste Mal.“

„Geht nicht.“

„Eine halbe Stunde kann für Sie unmöglich einen Unterschied ausmachen, Sir.“

„Das muß ich am besten wissen.“

„Ich will die Westen in einer Viertelstunde, in zehn Minuten bringen; lassen Sie mich nur dieses Mal noch durch.“

„Geht nicht. Thut mir leid, daß ich Ihnen den Gefallen nicht thun kann.“

„Ich dächte aber, Sir,“ sagte Elise, indem sie näher trat, „ich dächte, diese kurze Frist könnten Sie ihr bewilligen.“

„So?“ entgegnete der junge Mann. „Was haben Sie sich denn in diese Sache zu mischen, wenn ich fragen darf?“

„Es kann Ihnen ja nichts nützen, wenn Sie das arme Mädchen verhaften lassen.“ hob Elise wieder an. „Sie können nur Mühe und Kosten davon haben und Sie hören, daß sie sagte, sie werde Ihnen Ihre Sachen in einer Viertelstunde bringen.“

„In zehn Minuten,“ setzte das arme geängstigte Mädchen hinzu.

„Denkt Ihr denn, ich werde mich auf diese Weise anführen lassen? Ich soll Ihr wohl zehn Minuten Zeit lassen, damit sie sich aus dem Staube machen kann?“

„Nun, so lassen Sie doch von Jemand anderem die Sachen holen,“ fuhr Tante Elise fort. „Sie können ja darauf warten.“

„Ich will aber nicht. Wir müssen einmal ein Exempel statuiren. Solche Geschichten kommen bei uns fortwährend vor; wir wollen aber der Sache nun endlich einen Riegel vorschieben. Also die Pfandscheine her oder wir müssen Nachsuchung halten.“

„Nun, so thun Sie es!“ rief die Angeklagte. „Wenn Sie einmal kein Erbarmen haben wollen, so können Sie sich auch die Mühe machen.“

„Ich sollte aber meinen,“ bemerkte Susanne, „daß Sie um einer so geringfügigen Summe willen das arme Mädchen nicht arretiren zu lassen brauchten. Ich habe selbst zwei Schillinge und kann die noch fehlenden

sechs Pence bei der Wirthin borgen, damit können die Westen eingelöst werden."

„Ich will aber einmal nichts davon wissen," rief der junge Mann ganz wüthend. „Es soll einmal diesen Schwindeleien für immer ein Ende gemacht werden und das kann auf keine andere Weise geschehen als so. Nun denn, Constabler, haben Sie die die Pfandscheine gefunden?"

„Nein, Sir," entgegnete der Constabler; da aber das junge Frauenzimmer selbst zugegeben hat, daß die Sachen von ihr verpfändet worden sind, so glaube ich, wir können sie ohne Weiteres zur Haft bringen. Wir werden dadurch Zeit sparen."

„Na, das müssen Sie am besten wissen," sagte der jüngere Theilhaber der Firma Driver und Sohn.

„Ich habe also anzunehmen, daß dieses Mädchen auf Ihren Antrag verhaftet werden soll?" fragte der Constabler.

„Ja wohl, versteht sich."

„Der Unmensch!" riefen Tante Elise und Susanne Green.

„Wahrscheinlich stecken diese drei Frauenzimmer alle unter einer Decke!" sagte der junge Driver. „Wenigstens," fuhr er auf Susanne zeigend, fort, „kommt mir diese da ganz verdächtig vor und ich glaube, ich thue am besten, wenn ich sie auch gleich mit verhaften lasse."

„Das möchte ich Ihnen aber doch nicht rathen," entgegnete der Constabler.

„Ich auch nicht!" rief Susanne.

„Na denn, vielleicht später einmal. Sie wird schon auch noch reif werden. Nun aber vorwärts!"

Mit diesen Worten schlenderte er langsam die Treppe hinunter und bald darauf folgte der Constabler und seine Arrestantin, begleitet von Susanne Green, welche sich vornahm, dem Friedensrichter auseinander zu setzen, wie bereitwillig man gewesen, die Sachen herbeizuschaffen, wenn die nöthige Zeit bewilligt worden wäre.

Sie war überzeugt, daß ihre Freundin, so bald die Sachen eingelöst wären, wieder freigelassen werden würde.

In dieser Erwartung aber sah sie sich schmerzlich getäuscht.

Es war einmal eine unleugbare Unredlichkeit begangen worden und der Beamte wagte nicht, die Sache niederzuschlagen oder auch nur anzudeuten, daß so etwas thunlich wäre.

Das arme Mädchen ward von der zu diesem Zweck angestellten Frau visitirt und der Pfandschein bei ihr gefunden. Es war Alles so klar, daß auch nicht der mindeste Zweifel übrig blieb und die Arbeiterin ward in Haft behalten, damit die Sache vom Gesetze näher untersucht würde.

„Diese Spitzbübinnen", rief der junge Driver, als er das Gerichtslocal verließ, „sollen erfahren, daß wir auf diese Weise nicht mehr mit uns spielen lassen. Wir haben schon Schaden genug davon gehabt."

Siebentes Capitel.

Sobald der Constabler und die Uebrigen das Haus verlassen hatten, kehrte Elise in ihr Zimmer zurück, beendete rasch ihre Morgenmahlzeit und schickte sich an, ihre Arbeit abzuliefern.

Die Verhaftung der jungen Arbeiterin ließ sie eine Zeit lang ihre eigenen Angelegenheiten vergessen, bald aber nahm die Absicht, in welcher sie sich in der verwichenen Nacht so angestrengt, wieder ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Sie zog einen kleinen Beutel aus der Tasche und nahm aus demselben eine Anzahl zusammengerollter Pfandscheine. Diese sah sie sorgfältig einen nach dem andern durch.

Dabei traten ihr unwillkürlich die Thränen in die Augen, denn viele dieser Scheine lauteten auf überaus werthgehaltene Gegenstände, die ihr zum Theil von ihrem Gatten geschenkt worden und die sie einen nach dem andern hatte versetzen müssen, um mit dem Gelde, welches sie darauf geliehen erhalten, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Bis jetzt war sie noch nicht im Stande gewesen, diese Sachen wieder einzulösen und da mittlerweile über ein Jahr vergangen war, so waren dieselben nun verfallen.

Erst fand sie den Pfandschein, an welchem ihr am meisten gelegen und seit dessen Ausfertigung noch kein volles Jahr vergangen war.

Diesen behielt sie in der Hand, während sie die übrigen wieder zusammenrollte und einsteckte.

Dann trug sie ihren Knaben zu der Wirthin, damit diese ihn einstweilen in ihre Obhut nähme, und machte sich auf den Weg nach dem Magazin, um dort die Arbeit abzuliefern, mit deren Lohn sie einige der Kleidungsstücke des armen kleinen Joseph einzulösen gedachte.

Als sie an Ort und Stelle kam, mußte sie eine ziemliche Weile warten, weil schon mehrere andere Arbeiterinnen da waren, die zunächst abgefertigt werden mußten.

Während sie so wartete, freute sie sich schon im Voraus, ihr Kind wieder warm und ordentlich kleiden zu können.

„Möge kommen, was da wolle", sagte sie bei sich selbst, „so werde ich niemals wieder etwas versetzen, was dem armen Knaben gehört; lieber möge alles Andere verloren gehen."

Endlich kam sie an die Reihe und trat mit frohem Herzen in das kleine Zimmer, wo die Arbeit besichtigt und der Lohn dafür ausgezahlt ward.

„Das ist eine sehr gute Arbeit," sagte der Geschäftsinhaber. „Haben Sie das Alles selbst gemacht?"

„Ja, Sir, jeden Stich," antwortete Elise.

„Da müssen Sie aber sehr fleißig gewesen sein."

„Ja; ich habe die vergangene Nacht nur zwei Stunden geschlafen."

„Sie brauchen wohl Geld?"

„Ja, welcher Arbeiter brauchte dieses nicht? Ich

bin aber noch aus einem ganz besonderen Grunde so überaus fleißig gewesen."

„Das thut mir leid zu hören."

„Warum, Sir?"

„Weil ich fürchte, daß Ihre Erwartungen nicht vollständig in Erfüllung gehen werden."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich kann für diese Arbeit nicht mehr so viel bezahlen wie seither. Sie müssen um ein Drittel billiger arbeiten."

„Aber, mein Gott, für einen noch billigeren Preis ist ja kein Mensch im Stande, eine solche Arbeit zu liefern!" rief Elise.

„Da irren Sie sich, meine liebe Mrs. Pratt. Die Firma Smith in Wood Street hat bekannt gemacht, daß sie diese Sachen zu einem geringern Preis liefert als ich und wenn ich nicht eben so billig producire, so ist binnen Kurzem mein ganzes Geschäft ruinirt. Wir wollen alle leben, wissen Sie, Mrs. Pratt. Es thut mir sehr leid, aber ich kann Ihnen wirklich nicht mehr geben als zwei Drittheile des zeitherigen Lohnes."

„Mein Gott, was soll ich nun beginnen?" rief Elise. „Wie angestrengt habe ich gearbeitet!"

„Lieber Gott," fuhr der Arbeitgeber fort, „man muß sich im Leben einmal fortwährend auf Täuschungen gefaßt machen. Mir geht es auch so. Hier ist Ihr Geld. Mehr kann ich nicht geben. Arbeit können Sie übrigens bekommen so viel Sie wollen. Ich werde Ihnen auch etwas leichtere heraussuchen und auf diese Weise können Sie Ihrem Schaden schon wieder beikommen."

Elise nahm das Geld und neue Arbeit in Empfang, fast ohne zu wissen, was sie that, und ging wie betäubt aus dem Magazin hinaus.

Als sie draußen auf der Straße stand, ließ sie den Thränen, die sie bis jetzt nur mit Mühe zurückgehalten, freien Lauf.

Es fehlten ihr nun zwei Schilling an der Summe, deren sie bedurfte, um die Kleider ihres Kindes einlösen zu können und es konnte daher vor der Hand davon nicht die Rede sein.

„Stück für Stück einen Penny," rief ein Spielwaarenhändler, an dessen Verkaufsstand Elise nach einer Weile vorüberkam.

Sie blieb stehen und kaufte, um ihrem Kleinen wenigstens etwas mitzubringen, eine kleine Trommel, ein Pferd und eine Pfeife.

Die Freude des Knaben über diese Spielsachen — es waren dieß die ersten, die er bekam — war überaus groß, so daß Elise die erfahrene bittere Enttäuschung darüber ein wenig vergaß und sich mit einem gewissen Grad von Fassung niedersetzte, um sofort an der mitgebrachten neuen Arbeit anzufangen.

Sie war noch nicht lange so beschäftigt, als ihre Wirthin, bei welcher sie vor kaum einer halben Stunde den Kleinen abgeholt, ins Zimmer trat.

„Meine liebe Mrs. Pratt," sagte die Wirthin, indem sie auf einem Stuhle Platz nahm, „Sie haben Arbeit abgeliefert und wahrscheinlich hübsches Geld eingenommen, denn sonst hätten Sie Ihrem Kleinen keine

Spielsachen kaufen können. Ich kann daher wohl auch nun meinen Miethzins bekommen?"

„Ach," entgegnete Elise, „anstatt, wie Sie sagen, hübsches Geld eingenommen zu haben, habe ich in dem Magazin nicht einmal so viel bekommen, als ich mit Recht erwarten konnte. Auf Ihren Miethzins kann ich Ihnen daher heute nichts bezahlen, doch glaube ich nächsten Sonnabend —"

„Ja, das ist ganz gut, Mrs. Pratt," fuhr die Wirthin fort, „aber Sie sehen, Ihr Miethzins ist schon ziemlich angewachsen und ich bin eine arme, alleinstehende Frau und bloß auf das angewiesen, was ich mit meinen Vermiethungen verdiene. Der Vorfall mit dem Mädchen, welches arretirt ward, weil es Mr. Driver's Sachen versetzt hatte, ist auch nicht geeignet, mein Haus in guten Credit zu bringen, und das thut mir offenbaren Schaden. Susanne Green freilich bezahlt ihren Zins ganz regelmäßig und was sie und ihre Freundin mit der Arbeit machen, geht mich im Grunde genommen nichts an."

„Es thut mir sehr leid —"

„Ja, das bezweifle ich nicht," unterbrach die Wirthin, „aber damit wird mir mein Zins nicht bezahlt."

„Wenn ich diese ganze Woche ungestört über meiner Arbeit bleiben kann, so bin ich vielleicht im Stande, Ihnen Sonnabend Abends etwas zu bezahlen. Wir haben unsere Miethe stets pünctlich entrichtet, bis ich krank ward."

„Ja, das ist alles sehr wahr, aber deswegen kann ich nicht darunter leiden. Sie haben heute doch Geld bekommen."

„Ja, aber ich muß leben.“

„Ich auch.“

„Ich habe nicht so viel, als ich bis zum Sonnabend zum Leben brauche.“

„Aber Sie haben doch genug gehabt, um Ihrem Kleinen Spielsachen zu kaufen.“

„Sehr richtig, aber diese muß ich mir nun abdarben. Sie werden doch dem armen Knaben nicht diese Freude misgönnen?“

„O, nein, durchaus nicht. Aber Sie müssen bedenken, daß das Geld, wofür Sie ihm die Spielsachen kauften, weder Ihnen noch ihm, sondern mein gehörte. Es war ein Theil meines Miethzinses und ich hätte mir Brot dafür kaufen können.“

„O das ist grausam!“ rief Elise, indem sie sich das Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Grausam können Sie mich meinetwegen nennen, ich bin doch wenigstens keine Betrügerin.“

„Halten Sie mich für eine solche?“

„Nun, ich weiß nicht recht, wie man es nennen soll, wenn Jemand Geld in der Tasche hat und anstatt seine Schulden zu bezahlen, solche Spielereien dafür kauft.“

Indem die Wirthin dieß sagte, versetzte sie dem hölzernen Pferd einen verächtlichen Fußstoß, so daß es bis an die entgegengesetzte Wand des Zimmers flog und zerbrach.

„Ich kann mit meinem Gelde thun, was ich will,“ rief Elise, indem sie den Knaben, der über die

seinem Pferde widerfahrene Behandlung ein lautes Geschrei erhob, auf den Schooß nahm.

„Ich auch," antwortete die Wirthin, „und ich frage Sie, wollen Sie mir jetzt meinen Zins bezahlen?"

„Nein, denn ich kann nicht."

„Nun dann ist's gut," rief die Wirthin, deren Gesicht dunkelroth ward.

Zugleich erhob sie sich, öffnete die Thüre, neigte sich über das Treppengeländer und rief:

„Mr. Barnes, haben Sie die Güte, heraufzukommen."

Ehe eine Minute verging, trat der Gerufene in's Zimmer.

„Mr. Barnes, diese Frau hier will meinen Zins nicht bezahlen und ich bitte Sie, zu sehen, was wir mit ihr anzufangen haben," sagte die Wirthin.

„Das soll geschehen," entgegnete Mr. Barnes, ein kleiner, hagerer Mann mit geckenhaft frisirtem und pomadisirtem, dünnem Haupthaar. „Das Amt eines Commissionärs ist ein sehr peinliches," fuhr er zu Mrs. Pratt gewendet fort, „denn er wird gewöhnlich nur dann herheigerufen, wenn es gewisse Differenzen beizulegen gibt. Es ist ein sehr peinliches Amt, sage ich, den Leuten ihre Sachen nehmen zu müssen, besonders einer Dame. Ich bin aber stets bemüht, meine Pflicht auf die schonendste und höflichste Weise zu thun, und gedenke auch, hier so zu verfahren."

„Ich überlasse Alles Ihnen, Mr. Barnes. Thun Sie, was Sie für das Beste halten," rief die Wirthin, indem sie das Zimmer verließ.

„Es soll geschehen, ich werde mich mit dieser Dame schon zu verständigen wissen.“

Nachdem Mr. Barnes dieß gesagt, begann er eine genaue Musterung des Zimmers und der Bewohnerin desselben. Als er damit fertig war, steckte er die Hände in die Taschen seiner Beinkleider und nahm so ungenirt, als ob er hier Herr und Meister wäre, auf dem Bette Platz.

Tante Elise ließ ihn gewähren, sie drückte ihr Kind an die Brust und weinte bitterlich.

„Also, Mrs. Pratt, Sie können diese kleine Schuld nicht abmachen?“ hob Mr. Barnes endlich an.

„Nein, heute ist es mir nicht möglich,“ entgegnete Elise, immer noch schluchzend. „Könnte ich es, so würde ich keinen Augenblick Zeit verlieren, es zu thun.“

„Das thut mir leid zu hören. Es ist schade, daß eine so liebenswürdige Frau wie Sie in solche Verlegenheit gerathen ist. Haben Sie denn keinen Freund, der Ihnen das Geld leihen würde?“

„Nein.“

„Das dauert mich,“ fuhr Barnes fort, indem er in seinen Taschen herum wühlte. „Sie sind wirklich eine sehr hübsche Frau und es thut mir daher um so mehr leid, Sie in einer solchen Lage zu sehen. Sie wissen also keinen Ausweg?“

„Nein.“

„Nun, dann weiß i ch vielleicht einen.“

„Wirklich!“ rief Elise, indem sie aufblickte.

„Nun sehen Sie, das, was Sie Ihrer Wirthin schulden, ist nicht viel, das heißt, für Sie kann es viel

sein, für einen Mann wie ich aber ist es eine Kleinigkeit. Ich habe in meinen Geschäften Glück gehabt, hauptsächlich wohl deshalb, weil ich mit den Leuten immer höflich und schonend umgegangen bin. Auf ein paar Pfund kommt es bei mir nicht an."

„Aber was hat das mit mir zu schaffen?" fragte Elise.

„Nun, Sie sagen, Sie hätten keinen Freund, an den Sie sich wenden könnten. Ich habe ein weiches Herz und würde bereit sein, Ihr Freund zu werden, natürlich unter gewissen Bedingungen."

„Und in welcher Weise beabsichtigen Sie mein Freund zu werden?" fragte Mrs. Pratt überrascht.

„O, das ist sehr einfach. Sie brauchen Geld, um Ihren Miethzins zu bezahlen, nicht wahr?"

„Allerdings."

„Gut denn, Sie sollen das Geld haben; ich will es Ihnen unter gewissen Bedingungen geben."

„Und was sind das für Bedingungen?"

„Daß Sie Haushälterin bei mir werden."

„Ich soll Haushälterin bei Ihnen werden?" wiederholte Elise. „Ich verstehe Sie nicht."

„Nun, dann muß ich mich noch deutlicher erklären. Sie sind eine hübsche Frau — ich bin ein Freund und Verehrer von hübschen Frauen und meine Mittel erlauben mir, etwas daran zu wenden. Ich will daher Ihren Zins jetzt und auch für die Zukunft bezahlen, Sie sollen sich bei meinem Bäcker und Fleischer holen können, was Sie bedürfen, wenn Sie sich, wie die fei-

nen Leute zu sagen pflegen, unter meinen Schutz stellen wollen."

Elisens Entrüstung machte sie für den Augenblick unfähig, zu sprechen. Sie wußte nicht, auf welche Weise sie ihren Gefühlen Ausdruck geben sollte.

Als Mr. Barnes sah, daß sie nicht antwortete, fuhr er fort:

„Wer schweigt, willigt ein, pflegt man zu sagen, und ich kann daher die Sache wohl als abgemacht betrachten."

„Nein, nein, nein!" rief Elise leidenschaftlich. „Den Miethzins kann ich in diesem Augenblicke nicht bezahlen und wenn Sie darauf bestehen, so müssen Sie den Ihnen in dieser Beziehung offen stehenden gesetzlichen Weg betreten. Ich mag weder von Ihrem Gelde noch von Ihrer Freundschaft etwas wissen."

„Aber Ihr Kind wird Noth leiden müssen," bemerkte Mr. Barnes.

„So lange ich eine Hand rühren und arbeiten kann, wird dieser Fall nicht eintreten."

„Ach, dummes Zeug! Von der Nadel allein können Sie nicht leben. Seien Sie keine Närrin, sondern nehmen Sie meinen Vorschlag an. Ich gebe Ihnen eine Stunde Bedenkzeit."

Mit diesen Worten verließ der Commissionär das Zimmer.

Nach Ablauf einer Stunde kam er richtig wieder.

„Nun, was sagen Sie zu meinem Antrag?" frug er.

„Was ich schon gesagt habe. Wie arm und unglücklich ich auch sein mag, so bin ich doch zu stolz, um

so tief zu sinken und auf ein solches Anerbieten, wie Sie mir machen, einzugehen.“

„Hunger thut aber weh.“

„Wenn ich nicht mehr arbeiten kann, bleibt mir immer noch das Armenhaus übrig.“

„Dort werden Sie eine niedrige Behandlung zu erdulden haben.“

„Selbst die härteste Behandlung ist immer noch besser als das, wozu Sie mich verleiten wollen.“

„Nun gut, dann muß ich Ihre Sachen wegnehmen.“

„Aber doch nicht alle? Sie sagen ja selbst, die Schuld sei nicht bedeutend.“

„Aber was thut das? Wenn ich nun sage, Ihre Sachen seien nach meiner Ansicht nicht mehr werth als was die Schuld beträgt? Was wollen Sie dagegen machen? Indessen, es ist durchaus nicht meine Absicht, hart gegen Sie zu verfahren. Ich wünsche Ihr Freund zu sein und deshalb nehme ich Ihnen bloß Ihre Bettstelle. Diese ist ungefähr so viel werth, als Ihre Wirthin von Ihnen zu fordern hat. Besser wäre es aber auf jeden Fall, wenn Sie auf meine Bedingungen eingingen.“

„Schweigen Sie! Wenn Sie mir die Bettstelle nehmen wollen, so thun Sie es und gehen Sie.“

„Gut; Sie werden schon noch selbst zu mir kommen. Wenn Sie Geld brauchen, so können Sie es haben, dafern Sie auf meine Bedingungen eingehen. Denken Sie übrigens an Ihr Kind. Wie hübsch würde es

aussehen, wenn es bessere Kleider anhätte! Ich bitte, überlegen Sie sich mein Anerbieten nochmals."

Indem Mr. Barnes diese letzten Worte sprach, umschlang er plötzlich Elise und raubte ihr einen Kuß. Sie ergriff sofort eine kleine auf dem Kaminrost stehende, eiserne Bratpfanne und versetzte dem Kühnen damit einen tüchtigen Hieb auf den Kopf, so daß er bis an die andere Wand des Zimmers taumelte.

„Aber das war ein wenig stark!" rief er. „Heda, Dick! Kommt herauf! Ein solches halsstarriges Wesen ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen."

Der Schlag mit der Bratpfanne äußerte die gewünschte Wirkung. Mr. Barnes kam auf seine verlockenden Anträge nicht wieder zurück, sondern befahl seinem Gehülfen, die Bettstelle fortzutragen.

Nachdem dieß geschehen, stellte er Elise die gewöhnlichen Papiere zu, verließ das Zimmer und murmelte:

„Sie wird schon noch mürbe werden."

Als Elise sich wieder allein sah, bedeckte sie sich das Gesicht mit den Händen.

„Mein Gott, was steht mir noch Alles bevor!" rief sie und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Achtes Capitel.

Es war spät in der Nacht, als Amelie von ihrer Arbeit nach Hause kam. Natürlich war sie nicht wenig überrascht, als sie sah, daß die Bettstelle fort war; als sie aber erfuhr, was der Grund davon war, und welch

unverschämte Anträge der Commissionär ihrer Tante gemacht, kannte ihre Entrüstung keine Grenzen.

Nachdem sie Alles, was Elise ihr zu erzählen hatte, mit angehört, saß sie eine Weile stumm da.

Dann hob sie an:

„Weine nicht, Tante."

Binnen wenigen Minuten war das Bett in dem wärmsten Winkel des Zimmers bereitet und der kleine Joseph darauf zur Ruhe gebracht.

Dann genoß Amelie ein dürftiges Abendbrot und als sie damit fertig war, ergriff sie, anstatt wie sie bis jetzt zu thun gepflegt, zu Bett zu gehen, eins der Kleider, welche Elise zu fertigen hatte, und arbeitete einige Stunden daran.

Am nächstfolgenden Morgen stand sie ein wenig zeitiger auf, als sie sonst zu thun gepflegt und nähte in dem ungeheizten Zimmer noch eine Stunde an dem Kleide, welches sie in der verwichenen Nacht begonnen.

Auf diese Weise fuhr sie Tag für Tag fort, ihre Tante zu unterstützen, welche, als sie sah, wie Amelie sich anstrengte, mit neuer Energie gegen die Anfechtungen zu kämpfen begann, die kein Ende nehmen zu wollen schienen.

Leider aber war ihre Gesundheit unterminirt und ihre Kräfte nahmen immer mehr ab. Eine Woche nach der andern verging und mit jeder zugleich verschwand aus dem kleinem Haushalte irgend ein Gegenstand, den man verkaufte, um den Miethzins bezahlen und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse kaufen zu können.

Endlich hatte man weiter nichts mehr als die

Matratze, worauf man lag, und die Steppdecke, womit man sich zudeckte.

Amelie arbeitete angestrengt, aber je fleißiger sie arbeitete, desto schneller und tiefer schien sie mit den Ihrigen in Armuth zu versinken.

Elise ward nach und nach zu krank, um noch arbeiten zu können, und mußte den ganzen Tag auf der Matratze liegen bleiben. Ihr Kind wich nicht von ihrer Seite, und wenn Amelie in der Arbeit war, so vertrat Susanne ihre Stelle und blieb bei Elise, im Falle diese irgend etwas bedurfte.

Wie lange dieser Zustand gedauert hätte, läßt sich nicht sagen, aber Susanne bewog, ohne daß Elise und Amelie etwas davon wußten, den Armenarzt des Kirchspiels, die Kranke zu besuchen.

Als der Arzt Elise gesehen und gesprochen hatte, schüttelte er bedenklich den Kopf und sagte zu Susanne unter vier Augen:

„Ich fürchte, ich kann für die Kranke, so lange sie hier bleibt, nicht viel thun. Sie bedarf reine Luft und gute, reichliche Nahrung. Medicin wird sie nicht gesund machen, obschon sie dadurch eine Weile gekräftigt werden kann. Schicken Sie morgen zu mir und ich will Ihnen eine Mixtur für sie geben. Vor allen Dingen aber müssen Sie die Patientin in's Freie zu führen suchen. Wenn Sie die ganze Woche arbeiten müssen, so gehen Sie wenigstens Sonntags mit ihr in den Park und bleiben Sie womöglich den ganzen Tag mit ihr draußen. Dieß ist der einzige Weg, auf welchem eine Wiederherstellung möglich ist."

Die Medicin, welche der menschenfreundliche Arzt der Kranken schickte, schien sie wirklich neu zu beleben und am nächstfolgenden Sonntag am frühen Morgen konnte sie an Amelie's Arm bis an die Londonbrücke schleichen und hier die von dem Fluße aufsteigende, verhältnismäßig reine Luft athmen. Bis in einen der Parks zu gehen, war sie noch zu schwach.

Als sie wieder nach Hause kam, hatten Susanne Green und Miß Johnson auf gemeinschaftliche Kosten eine kleine Delicatesse für sie bereitgestellt und sie verzehrte dieselbe mit dem größten Appetite. Dann legte sie sich auf die Matratze und schlief einige Stunden ganz ruhig und fest.

Am Montag Morgen setzte sie sich auf und versuchte ein wenig zu arbeiten.

Mr. Godfrey, der von diesen traurigen Vorgängen gehört, brachte die Sache auf dem Comptoir zur Sprache und es gelang ihm, unter seinen Collegen, welche Georg sehr gewogen waren, und ihn wegen seines muthigen Verhaltens Quizby gegenüber bewunderten, eine kleine Sammlung zu veranstalten. Das Ergebnis derselben waren ungefähr zwanzig Schilling, wozu Sublimus Quizby drei Pence beigesteuert hatte. Godfrey begegnete am nächstfolgenden Morgen Amelie, als dieselbe in die Arbeit ging. Er redete sie an, fragte sie nach dem Befinden ihrer Tante und ihrem eigenen und drückte ihr mit einiger Verlegenheit ein Couvert in die Hand, indem er sagte:

„Hier ist etwas, was man mich beauftragt hat, Ihnen zu geben. Ich kann jetzt nicht länger hier ver-

weilen. Ich wünsche Ihnen daher guten Morgen und hoffe, daß Ihre Lage sich bald besser gestalten möge. Das muß auch gewissermaßen der Fall sein. Sie haben so viel Noth und Anfechtung zu erdulden gehabt, wie überhaupt dem Menschen beschieden sein kann, und deshalb muß das Glücksrad sich nun wieder zu Ihren Gunsten drehen. Leben Sie wohl."

Damit schieden sie.

Amelie konnte kaum ihre Neugier zügeln bis sie in Mrs. Jennings Geschäftslocal kam. Sofort, nachdem sie hier eingetreten war und ehe sie noch ihren Hut abnahm, öffnete sie das Couvert.

Zu ihrem Erstaunen fand sie zwei Goldstücke darin, von welchem das eine von Godfrey allein herrührte, obschon Amelie nichts davon wußte. Auf dem Blatt Papier, in welches die Goldstücke gewickelt waren, standen die Worte:

„Miß Amelie Pratt wird von den auf dem Comptoir der Firma Thompson, Histort und Thompson arbeitenden Comptoiristen ersucht, den hier beiliegenden Betrag als einen kleinen Tribut der Achtung anzunehmen, welche sie Ihrem Bruder zollen."

Dieser unerwartete Beweis von Theilnahme machte auf Amelie einen gewaltigern Eindruck, als alles ihr bis jetzt widerfahrene Leid, denn zum ersten Male traten ihr Thränen in die Augen. Zugleich aber nahm sie sich, ihre ganze Energie zusammenraffend, auch vor, muthig auszuharren und in ihren Anstrengungen nicht müde zu werden.

Mittags eilte sie, anstatt ihr frugales Mahl in

dem Arbeitszimmer zu sich zu nehmen, nach Hause und kaufte unterwegs Verschiedenes, wovon sie wußte, daß ihre Tante es am nothwendigsten brauchte.

Als sie in ihre Wohnung trat, traf sie darin Mr. Barnes, welcher sehr laut mit Elise sprach.

„Was soll das heißen?“ fragte Amelie.

„Der Miethzins ist wieder in Rückstand und ich bemühe mich eben, eine Verständigung herbeizuführen,“ antwortete Barnes.

„Dann brauchen Sie sich weiter nicht zu bemühen, entgegnete Amelie. „Es sind fünf Wochen rückständig, nicht wahr?“

„Sehr richtig.“

„Nun, hier ist das Geld“, fuhr Amelie fort indem sie den Betrag hinzählte und dabei das noch ungewechselte Goldstück unter den eingewechselten Silbermünzen zum Vorschein brachte.

„Ah, ich sehe, Sie sind eine verständige junge Dame. Sie haben wohl Freunde gefunden, nicht wahr?“ sagte Barnes, indem er schlau mit den Augen blinzelte und den Zeigefinger an die Nase legte.

„Sie sind wirklich eine sehr interessante Erscheinung und ich wollte, ich hätte Sie zuerst gesehen, weiter sage ich nichts.“

„Sie haben Ihr Geld“, entgegnete Amelie. „Auf welche Weise ich dazu gekommen bin, das geht Sie weiter nichts an.“

„Da haben Sie vollkommen Recht. Ich weiß aber, daß Ihre Näharbeit Ihnen nicht mit Gold bezahlt wird und daß Sie das Geld nicht gestohlen haben, das

weiß ich auch. Es bleibt daher blos noch eine anderweite Vermuthung übrig und, wie ich schon vorhin sagte, Sie haben jedenfalls einen Freund gefunden. Daß Sie aber in dieser Beziehung verschwiegen sind, kann ich Ihnen nicht verdenken. Guten Morgen. Wenn ich Ihnen rathen soll, Mrs. Pratt, so machen Sie es auch so wie Ihre Nichte. Dann werden Sie sich gleich besser stehen. Noch einmal „guten Morgen."

„Um's Himmels willen", rief Elise sobald Barnes das Zimmer verlassen hatte, „wie bist Du zu diesem Gelde gekommen?"

Statt aller Antwort gab Amelie ihrer Tante Mr. Godfrey's Brief.

„Gott sei Dank!" rief Elise, als sie den Brief gelesen hatte. „Nun können wir uns ein wenig länger hinfristen und vielleicht findet sich wieder etwas, ehe dieses Geld alle ist."

Kaum hatte Elise dieß gesagt, als die Hauswirthin, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, anzupochen, in's Zimmer hereingestürmt kam.

„Das muß ich sagen, Mrs. Pratt," rief sie „hier gehen schöne Dinge vor!"

„Was meinen Sie?" fragte Amelie, welche, wenn sie zu Hause war, in Geschäftsangelegenheiten allemal zuerst das Wort ergriff.

„Man hat mir Dinge erzählt, worüber ich mich sehr wundern muß, Mrs. Pratt."

„Haben Sie Ihren Miethzins bekommen?" fragte Amelie.

„Ja."

„Nun dann haben Sie auch kein Recht, hier zu sein, und werden gefälligst das Zimmer verlassen."

„Was? Ich hätte nicht das Recht, hier zu sein?" kreischte die Wirthin. „Jedenfalls habe ich eher das Recht dazu, als Sie und kurz und gut, ich mag Sie nicht länger im Hause haben."

„Gut, dann werden wir ausziehen", entgegnete Amelie ruhig und ohne Furcht vor der Wirthin zu verrathen, deren Wuth ihren Grund hauptsächlich darin hatte, daß sie ihre Bezahlung bekommen und nun nichts von den Gegenständen, welche Elise noch besaß, wegnehmen lassen konnte.

„Ich mag Sie nicht länger im Hause haben?" kreischte sie nochmals.

„Ich habe schon gesagt, daß wir ausziehen können," entgegnete Amelie.

„Ja, das können Sie; wenn ich Ihnen aber rathen soll, so ziehen Sie nicht wieder in ein solides Haus. In der nächsten Straße gibt es eine Menge schlechte Häuser, da passen Sie hinein und dort wird man Sie gern aufnehmen."

„Aber was wollen Sie damit sagen?" frug Amelie. „Der Unsinn, den Sie da schwatzen, ist mir völlig unverständlich."

„Ach, stellen Sie sich doch nicht so unschuldig. Wie sind Sie denn zu dem Golde gekommen, welches Mr. Barnes bei Ihnen gesehen hat? Auf rechtschaffene Weise gewiß nicht."

„Wie ich dazu gekommen bin, darnach haben Sie nichts zu fragen," entgegnete Amelie ruhig.

Als sie sah, daß ihre Tante sich in nähere Erklärungen einlassen wollte, ergriff sie den Brief und fuhr fort:

„Spare Dir die Mühe, Tante! Du wirst Dich doch nicht vor dieser Frau fürchten? So weit ist es mit uns noch nicht gekommen. Wer kann uns zwingen, diese Frau zu unserer Vertrauten zu machen oder uns von ihr tyrannisiren zu lassen?"

„Nein, nein, das haben Sie nicht nöthig!" rief Mrs. Jackson wieder. „Ich wünsche gar nicht, Ihre Vertraute zu sein, eben so wenig, als ich solche Frauenzimmer in meinem Hause haben will. Ich bin weiter nichts als eine arme Witwe, die sich kümmerlich durchschlagen muß, aber es kann mir kein Mensch etwas nachsagen und Sie werden daher bis heute über acht Tage mein Haus verlassen."

„Das können wir thun," entgegnete Amelie.

„Berufen Sie sich bei Ihren neuen Wirthsleuten aber ja nicht etwa auf mich, denn wenn man sich bei mir nach Ihnen erkundigt, so werde ich weiter keine Umstände machen, sondern sagen, was ich von Ihnen denke."

„Das können Sie machen, wie Sie wollen," entgegnete Amelie.

„Ja, das werde ich auch, und Sie sollen es empfinden."

„Mit diesen Worten verließ die aufgebrachte Mrs. Jackson das Zimmer auf dieselbe geräuschvolle Weise, wie sie eingetreten war.

„O, mein Gott, Tante, das ist das Schlimmste

von Allem!“ rief Amelie, als sie sich mit Elise wieder allein sah. „Armuth kann ich ertragen; daß man uns aber für schlecht hält, weil ein Freund uns unterstützt, das ist zu viel.“

Eine Weile blieb sie, ganz in ihrem Gram versunken, auf ihrem Stuhle sitzen. Endlich erholte sie sich wieder ein wenig, wendete sich zu ihrer Tante und fuhr fort:

„Ich werde sogleich gehen und mich nach einem andern Zimmer umsehen, damit wir von diesem bösen Weibe so bald als möglich hinweg kommen. Ich mag, wenn es einigermaßen möglich ist, von hier fortzukommen, nicht noch eine Woche in diesem verhaßten Hause zubringen.“

Dann küßte sie ihre Tante und den kleinen Joseph und verließ das Zimmer.

Neuntes Capitel.

Amelie verwendete die ganze ihr zu Gebote stehende, freie Zeit auf das Nachsuchen nach einem andern Zimmer, fand aber, daß sie überall auf dasselbe Hinderniß stieß.

Natürlich ward sie gefragt, wo sie bis jetzt gewohnt habe, und wenn sie dann ihre zeitherige Wohnung nannte, so erklärte man ihr sofort, daß man sie unmöglich aufnehmen könne.

Mrs. Jackson, ihre zeitherige Wirthin, war, wie sich jetzt herausstellte, in der ganzen Nachbarschaft sehr übel berüchtigt. So sonderbar es auch manchem unserer Leser erscheinen wird, hatten Amelie und ihre Tante

obschon sie so lange in dem Hause gewohnt, doch den Charakter ihrer Wirthin nicht so genau kennen gelernt, wie er vielen ihrer Nachbarn bekannt war.

Mrs. Jackson gehörte nämlich zu jener Classe von Hauswirthinnen, welche mit der Tugend ihrer Abmiethertinnen oder vielmehr mit deren Mangel an Tugend Schacher treiben.

Ihr System bestand darin, daß sie ihre Zimmer an solide, ledige, junge Mädchen oder Witwen in beschränkten Verhältnissen vermiethete und dann unter der Maske der Ehrlichkeit, Frömmigkeit, Moralität und Freundschaft sich ihr Vertrauen zu erschleichen wußte.

Wenn sie dann immer ärmer wurden, so lieh sie ihnen kleine Summen, wartete die Gelegenheit ab und richtete ihre fernere Handlungsweise schlau darnach ein.

Wenn dann die Betrogenen, ohne lange Umstände zu machen, auf ihre Vorschläge eingingen, so war es gut; leisteten sie aber Widerstand, so griff sie zu strengen Maßregeln und ließ ihnen durch Barnes ihre Möbel und sonstigen Effecten wegnehmen, so daß die Unglücklichen oft weiter nichts mehr besaßen, als was sie auf dem Leibe trugen.

Waren sie dann so weit reducirt, so hielten sie der Versuchung nicht mehr Stand, sondern fielen der alten, schlauen Kupplerin doch noch zur Beute.

Während sie sich mit ihrer Religiösität brüstete, stand sie in ununterbrochenem Verkehr mtt Leuten, welche sie in ihren sträflichen Absichten unterstützten und während die arme Miethbewohnerin immer tiefer

sank, berechnete Mrs. Jackson, wie sie die Unglückliche am leichtesten in die Gewalt Derer brächte, von welchen sie am besten bezahlt ward.

Dieß war der Grund ihres Zornes, als Amelie den Zins bezahlte. Sie glaubte ganz bestimmt, Amelie sei Jemandem anderen zum Opfer gefallen und sie selbst auf diese Weise der Möglichkeit beraubt, ein lohnendes „Geschäft" mit ihr zu machen.

Amelie gab sich alle Mühe, ein anderes Zimmer zu bekommen, aber ohne Erfolg. Der Tag, an welchem sie und ihre Tante ausziehen sollten, kam heran, ohne daß sie wußten, wohin sie ihre Schritte lenken sollten Geld thut allerdings viel, obschon aber Amelie von den geschenkt erhaltenen zwei Pfunden noch etwas besaß, so war dieß doch nicht hinreichend, um davon die Miethe im Voraus bezahlen zu können.

Ueberdieß war auch ihre Kleidung dünn und armselig, so daß schon durch diesen Umstand ihre beschränkten Verhältnisse nur allzu deutlich verrathen wurden.

Hätte sie auch noch mehr Geld gehabt, so würde dieß einen für sie ungünstigen Eindruck gemacht haben, denn dann hätte man sie sofort für unsolid gehalten. Geld in den Händen einer ärmlich gekleideten Person erweckt sofort Zweifel und Argwohn, während der Gutgekleidete sofort Vertrauen genießt und obschon er vielleicht keinen Heller in der Tasche hat, eher erlangt, was er sucht, als Der, dessen Absichten redlich sind, der aber in abgetragenen schlechten Kleidern einherwandelt.

Schon frühzeitig am Morgen des verhängnisvollen Tages verlangte Mrs. Jackson mit Amelie zu sprechen.

Dießmal ließ sie sich jedoch herab, anzupochen, ehe sie eintrat.

Als man „Herein!" gerufen hatte, schritt sie über die Schwelle, that zwei oder drei Schritte und blieb dann stehen, bis Elise ihr einen Stuhl hinschob und sie einlud, Platz zu nehmen.

„Nun, meine Damen," sagte sie, indem sie dieser Einladung folgte, „hoffentlich sind wir wieder Freunde mit einander und werden uns noch nicht trennen."

„Wie? was?" riefen Amelie und ihre Tante mit dem Ausdrucke der Verwunderung.

„Haben Sie schon ein anderes Zimmer?" fragte Mrs. Jackson, ohne von dem Erstaunen ihrer Abmietherinnen Notiz zu nehmen.

„Warum wollen Sie das wissen?" fragte Amelie.

„Nun," entgegnete die Wirthin, indem sie so liebenswürdig als möglich zu erscheinen suchte, „wenn Sie keins hätten, so wollte ich Ihnen dieses hier, dafern Sie darin bleiben wollen, auch ferner überlassen."

„Ich wundere mich, daß Sie uns noch länger hier zu sehen wünschen," entgegnete Amelie. „Sie sprachen ja eine überaus schlechte Meinung über uns aus."

„Was ich damals gesagt habe, thut mir jetzt sehr leid. Ich war in großer Aufregung und wußte nicht, was ich sprach. Mr. Barnes hatte mir etwas gesagt, was aber, wie ich nun weiß, durchaus ungegründet war, und dann hatte ich wieder von der Angelegenheit

mit dem jungen Frauenzimmer gehört, welches hier neben Ihnen wohnte und von der Polizei geholt ward. Mein Haus kommt durch solche Dinge in schlechten Ruf und deswegen ließ ich mich durch die Hitze hinreißen, Bemerkungen über Sie zu machen, die ich hiermit vollständig zurücknehme. Miß Johnson hat mir alles auseinandergesetzt, und wenn Sie in meinem Hause bleiben wollen, so bin ich damit einverstanden."

„Nun, wenn meine Tante von diesem Anerbieten Gebrauch machen will," entgegnete Amelie, „so habe ich nichts dagegen einzuwenden und werde den Leuten, bei welchen wir eingemiethet haben, wieder kündigen."

„Macht mir doch nichts weiß," murmelte die Wirthin bei sich selbst. „Ganz gewiß hat diese dünkelhafte junge Dirne noch kein anderes Zimmer gefunden, aber sie ist zu stolz, um es zu gestehen. Sie wird schon noch mürbe werden."

„Liebe Amelie," sagte Elise, „Du weißt am besten, was wir zu thun haben. Auch hattest Du wohl die neue Miethe noch nicht fest abgeschlossen?"

Sie wollte, indem sie dieß sagte, das, was Amelie vorgebracht, auch ihrerseits unterstützen, aber sie hatte kein Geschick zum Lügen und die alte durchtriebene Wirthin ward in ihrer Ueberzeugung, daß die Beiden noch gar keine neue Wohnung gefunden, nur um so mehr bestärkt.

„Du weißt aber doch Tante," hob Amelie wieder an, „daß wir unsern Zins nicht allemal pünctlich auf den Tag bezahlen können, und Mrs. Jackson wird so schlecht zahlende Miethleute nicht gern behalten wollen."

Indem Amelie dieß sagte, umspielte ein sarkastisches Lächeln ihre Lippen und Mrs. Jackson war kaum im Stande, ihren wiedererwachenden Groll im Zaume zu halten.

„Nun,“ entgegnete sie, „ich thue blos, was ich thun muß und was auch jede andere Wirthin thun würde. Es thut mir sehr leid, Sie in solcher Bedrängnis zu sehen und wenn der Hauseigenthümer nicht so streng wäre und seinen Pacht mit der Minute verlangte, so fiele es mir nicht ein, eine meiner Abmietherinnen zu drängen.“

„Ich glaube, es ist am besten, wir bleiben noch,“ sagte Elise, „wenigstens noch eine Woche. Können wir uns dann nicht verständigen, so ist es zum Ausziehen immer noch Zeit.

„Nun gut, Tante,“ entgnete Amelie, „so mag es denn so sein.“

„Dann wollen wir die Sache als abgemacht betrachten und nicht weiter darüber sprechen,“ sagte die Wirthin.

Gerade in diesem Augenblick wachte der kleine Joseph, der während des vorstehend mitgetheilten Gespräches fest geschlafen, auf und fing an zu weinen.

Mrs. Jackson eilte sofort auf das Bett zu, hob den Kleinen in ihren Armen empor, und herzte und küßte ihn, als ob er ihr eigenes Kind wäre.

„Der gute liebe Junge,“ rief sie. „Ganz gewiß hat er noch nicht ausgeschlafen!“

Amelie fühlte sich durch das heuchlerische Benehmen der Frau im höchsten Grade angewidert, drehte

sich aber, um sich nichts merken zu lassen, herum und begann dem Knaben seine kleine Mahlzeit zu bereiten.

„Habe ich denn,“ fuhr die Wirthin fort, „gar nichts für den Kleinen in meiner Tasche? Ach, da kommt etwas.“

Und mit diesen Worten zog sie einen kleinen Kuchen hervor, welchen sie dem Knaben gab, und den dieser sofort zu verzehren begann.

„Ich glaube, Tante,“ hob Amelie wieder an, „es wird am besten sein, wenn wir den Zins für diese Woche gleich bezahlen. Dann sind wir doch auf einige Tage vor Mrs. Jackson's Freund, Mr. Barnes, sicher.“

„Ja, da hast Du Recht, Amelie,“ entgegnete Elise.

„O,“ sagte die Wirthin, „wenn es Ihnen jetzt vielleicht nicht paßt, so können wir es ja zusammenkommen lassen bis nächste Woche.“

„Nein, nein!“ rief Amelie, „Ihr Freund, Mr. Barnes, möchte uns wieder besuchen. „Nehmen Sie Ihr Geld, so lange wir zahlen können.“

„Nun, wenn Sie es einmal durchaus verlangen, so will ich es nehmen, denn ich bin eine arme, verlassene Frau, die weiter nichts hat, als was sie mit ihren Vermiethungen verdient.“

Amelie gab ihr das Geld und bald darauf verließ sie das Zimmer und murmelte, während sie die Treppe hinunterging:

„Warte nur, Du vorlaute Dirne, Dir will ich es schon gedenken!“

Zehntes Capitel.

So bald Mrs. Jackson das Zimmer verlassen hatte, kehrte Amelie mit erleichtertem Herzen an ihre Arbeit zurück.

Ihre Tante arbeitete an der angefangenen Stickerei weiter und es war ihr für den Augenblick, als ob auch ihr eine schwere Last von der Brust gewälzt wäre.

Sie beschleunigte die Bewegung ihrer Finger nach Möglichkeit, in der Hoffnung, daß sie durch angestrengten Fleiß in den Stand gesetzt werden würde, weiteren Eingriffen in ihre fast bis auf das Allernothwendigste zusammengeschmolzene Habe vorzubeugen.

Eine Zeit lang setzten Tante und Nichte diesen Kampf gegen das widrige Geschick auch mit gutem Erfolge fort. Sie bezahlten ihren Zins pünctlich jede Woche, obschon sie zuweilen, um dieß thun zu können, nur halb gesättigt zu Bett gehen mußten.

Die Furcht vor Mr. Barnes hielt sie ab, ihre Wirthin um Verlängerung zu bitten. Sie waren überzeugt, daß, wenn eine Woche unbezahlt bliebe, sie dann nimmermehr im Stande sein würden, deren zwei auf einmal zu bezahlen, und sie hatten in Bezug auf das Benehmen ihrer Wirthin, sobald diese eine Forderung geltend machen konnte, zu schlimme Erfahrungen gemacht, als daß sie gewünscht hätten, jemals wieder in eine solche Lage zu kommen.

Die kärgliche Nahrung und die fortwährend angestrengte Arbeit vernichteten bald die guten Wirkungen, welche die von dem Arzte vorgeschriebene Diät und die von ihm gereichte Stärkung auf Elise geäußert hatten und diese sah sich bald außer Stande, ihre Arbeit fortzusetzen. Ihre und ihres Kindes Ernährung war nun wiederum von Amelien's alleinigen Anstrengungen abhängig.

So kam wieder einmal der Zinstag heran und man hatte kein Geld, um die Forderung der Wirthin zu befriedigen.

Ganz gegen alle Erwartung aber fand Amelie Mrs. Jackson gern bereit, ihr nicht blos eine kurze Frist zu bewilligen, sondern auch noch zwei oder drei Schillinge zu leihen.

Amelie konnte sich diese anscheinende Veränderung in Mrs. Jackson's Benehmen nicht erklären und erst die Zukunft sollte ihr Aufschluß darüber bringen.

Es stellte sich bald heraus, daß Elise nie wieder im Stande sein würde, regelmäßig zu arbeiten. Schon von Haus aus nicht sehr kräftig, war sie in Folge der ausgestandenen Prüfungen, der angestrengten Arbeit und des Mangels an genügender guter Nahrung vor der Zeit gealtert.

Dabei ward sie auch mit jedem Tage verdrießlicher und unzufriedener. Wenn Amelie länger ausblieb als gewöhnlich — und zuweilen war dieß unvermeidlich — so mußte sie dann, wenn sie endlich nach Hause kam, unfreundliche Worte und bittere Vorwürfe hören.

Jedesmal, wenn sie in das Zimmer trat, erwartete

sie, Mr. Barnes anzutreffen, oder ihre Tante auf der nackten Diele liegen zu sehen, weil man ihr das Bett genommen, um damit den Miethzins zu decken, der nun zu einer für die beiden armen Frauen furchtbaren Höhe angewachsen war.

Wenn sie dann aber Alles noch so fand, wie sie es verlassen, so dankte sie dem Himmel, daß ihre Wirthin doch noch einen gewissen Grad von menschlichem Gefühl besaß.

Um sich für diese Nachsicht dankbar zu beweisen, stickte Amelie, während sie spät Abends am Bett ihrer Tante saß, ein ihr von Mrs. Jennings geschenktes Stück Seidenzeug, fertigte dann einen Hut daraus und machte denselben Mrs. Jackson zum Geschenk.

Als Letztere das Geschenk in Empfang nahm, lächelte sie freundlich, denn sie putzte sich gern. Dabei hatte Amelie jetzt etwas so Schüchternes und Demüthiges, daß Mrs. Jackson die Verwirklichung ihres Projectes als nahegerückt betrachten konnte.

Susanne that Alles, was in ihren Kräften stand, um Amelie zu unterstützen. Wenn sie zu Hause zu arbeiten hatte, so übernahm sie zugleich die Pflege der kranken Elise, welche außerdem in Amelien's Abwesenheit eben so hülflos dagelegen wäre, wie ihr Kind.

Wochenlang dauerte dieser Stand der Dinge und es ward mit Elise weder schlimmer noch besser. Amelie gelang es zuweilen, durch übermäßige Anstrengung so viel zu verdienen, daß sie ihrer Wirthin eine kleine Abzahlung auf ihre bedeutende und noch immer höher anwachsende Forderung machen konnte.

Elise ward nach und nach förmlich stumpf und kindisch. Bald weinte sie über ihr Unglück, bald schalt sie ihre Freunde und beschuldigte dieselben, ihren Gatten umgebracht oder ihr Kind mishandelt zu haben.

Zuweilen bildete sie sich wiederum ein, sie befände sich in guten Umständen. Dann begegnete sie den Personen ihrer Umgebung als ob diese ihre Dienstboten wären, und Amelie ward von ihr fortwährend des Undanks angeklagt.

„Ich möchte wissen," pflegte sie zu sagen, „was aus Dir geworden wäre, Amelie, wenn ich mich nicht Deiner angenommen hätte. Jetzt, wo ich schwach bin und mich kaum noch rühren kann, solltest Du mir mehr Aufmerksamkeit widmen. Dein Bruder ist auch blos Deinetwegen fortgegangen. Er war ein gutmüthiger, braver Junge, aber Du wolltest ihn tyrannisiren und das konnte und wollte er nicht länger ertragen."

Es war eine schwere Prüfung für Amelie, diese ungerechten und ungereimten Vorwürfe anhören zu müssen, obschon sie recht wohl wußte, daß ihre Tante in diesem Augenblicke nicht als zurechnungsfähig betrachtet werden konnte.

Endlich trat eine Veränderung ein. Der letzte Rest von Kraft schwand hinweg und Tante Elise lag, außer Stande, noch ein Glied zu rühren, auf ihrer Matratze und erwartete den Tod.

Ihr Bewußtsein kehrte jedoch noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, zurück. Sie wußte Alles, was um sie herum vorging. Sie wußte, daß alle ihre Leiden

erst dann enden würden, wenn die kalte Hand des Todes sie berührte.

Hoffnung hatte sie nicht mehr und wenn ihre Blicke auf ihr Kind fielen, so ward sie der Verzweiflung zum Raube. Das einzige Gebet, welches sie stammelte, war, daß ihr Kind sterben möchte. Noch bis zum letzten Augenblick war das Muttergefühl in ihr das vorherrschendste und Amelie mußte ihr versprechen, wenn Joseph am Leben bliebe, Mutterstelle an ihm eben so zu vertreten, wie dieß von ihr selbst ihrer Nichte gegenüber geschehen war.

„Du hast mir versprochen, Amelie," sagte sie, „für meinen armen Knaben eben so zu arbeiten wie Du zeither für mich gethan, ihn, wenn er krank werden sollte, zu pflegen und es ihm niemals an etwas mangeln zu lassen, möge es Dir auch noch so sauer zu schaffen sein. Versprich mir das, Amelie, versprich es mir auf Deinen Knieen."

„Ja, Tante, ich verspreche es!" rief Amelie. „Ich werde für Joseph Alles thun, was ich kann; ich schwöre es Dir, so wahr Gott über uns lebt."

„Ach," entgegnete Elise, „Gott ist ungerecht!"

„O, Tante," rief Amelie schaudernd, „ich bitte Dich, sprich nicht so."

„Aber," fuhr Elise mit wildrollenden Augen fort, „wenn Gott gerecht gewesen wäre, so hätte er uns nicht so leiden lassen, wie wir gelitten haben. Haben wir, ich sowohl als Du, jemals einem Menschen etwas zu Leide gethan? Womit haben wir dieses schwere Unglück ver-

dient? Wie oft habe ich Andere nach meinen schwachen Kräften unterstützt; wer aber hat uns unterstützt?"

„Mr. Godfrey hat gethan, was er gekonnt hat," entgegnete Amelie in sanftem Tone.

Elise schwieg eine Weile und hob dann wieder an: „Du scheinst immer noch ein gutes Vertrauen für die Welt zu haben. Ich hoffe nur, daß mein armer Knabe die Grausamkeit derselben nie kennen lerne, sondern lieber durch einen frühzeitigen Tod davor bewahrt werde. Wüßte ich bestimmt, daß dieß der Fall sein wird, so würde ich glücklicher sterben, als wenn ich ihn einem unsichern Schicksal preisgegeben weiß.

Nachdem Elise dieß gesagt, sank sie in einen ruhigen Schlummer, der beinahe drei Stunden andauerte. Als sie wieder die Augen aufschlug, rief sie mit kaum hörbarer Stimme Amelie, welche sofort herbeigeeilt kam, neben ihr niederkniete und fragte, was sie wolle.

„Bringe mir Joseph," sagte Elise.

Amelie that, wie ihre Tante wünschte. Sie holte den Knaben aus seinem Bett und hielt ihn so, daß die Mutter ihn küssen konnte. Die Augen der Sterbenden begannen, während sie auf dem lächelnden Antlitz des Kleinen weilten, noch einmal aufzuleuchten. Sie küßte den Knaben wiederholt, schloß dann vor Mattigkeit die Augen wieder und murmelte:

„Gott schütze ihn! Amelie, denke an Dein Versprechen! Gott schütze ihn und nehme ihn bald zu sich!"

Während sie noch sprach, veränderten sich ihre Züge und ihr Geist entfloh in eine unbekannte Welt.

Eilftes Capitel.

Wenn der Mensch sich auf Unannehmlichkeiten gefaßt macht, sieht er sich nicht selten in seinen Befürchtungen getäuscht und dagegen davon zu einer andern Zeit heimgesucht, wo er am wenigsten darauf vorbereitet ist.

Diese Erfahrung machte auch Amelie.

Seit langer Zeit hatte sie sich auf den Tod ihrer Tante gefaßt gemacht. Wenn diese aber auch einmal nahe daran zu sein schien, den letzten Seufzer auszuhauchen, so erholte sie sich doch immer einigermaßen wieder. Amelie schöpfte dann neue Hoffnung und dachte sogar an die Möglichkeit, daß ihre Tante wieder genesen könne.

Gerade aber in einem solchen Augenblick führte der Tod den sein Ziel niemals verfehlenden Streich.

Amelien's Lage ward nun eine immer bedrängtere. Während der Krankheit ihrer Tante hatte sie nie daran gedacht, wie sie dieselbe, im Falle sie stürbe, beerdigen ollte. Jetzt sah sie sich auf einmal dieser unerbittlichen Frage gegenüber. Begraben mußte ihre Tante werden, aber wie?

Amelie hatte gerade an diesem Tage auch keinen Heller bares Geld, sondern blos die dünnen Kleider, die sie auf dem Leibe trug, ein halbes Brot und die noch

wenigen Gegenstände, welche spöttischerweise Möbel genannt wurden.

Susanne Green und die Wirthin halfen die Leiche in den für das Begräbnis erforderlichen Zustand versetzen und ließen dann Amelie und den kleinen verwaisten Knaben mit einander allein.

Zum Schlafen niederlegen konnte Amelie sich nicht entschließen. Sie saß eine Zeit lang, während sie Joseph auf dem Schooße liegen hatte, da und hielt die Augen stier auf die Leiche geheftet.

Je mehr sie sich bemühte, ihre Lage zu überdenken, desto weniger fühlte sie sich dazu fähig und endlich sank sie, vollständig erschöpft auf die Matratze nieder, nicht um zu schlafen, sondern um die Nacht in einem träumerischen Zustand zuzubringen, welcher die Abspannung des Körpers und Geistes nur noch vollständiger machte.

Zeitig am Morgen trat die Wirthin wieder ins Zimmer. Sie rühmte sich, daß sie bei Allem, was sie thäte, nur die Absicht hätte, Amelien's trauriges Schicksal zu erleichtern und ihre Gefühle zu schonen. In der That aber verfolgte sie keinen andern Zweck als den, das junge Mädchen für die Zukunft vollständig in ihre Gewalt zu bekommen.

„Nun, meine liebe, junge Freundin," begann sie, „wie gedenken Sie Ihre Tante zu begraben?"

„Ach, das weiß ich selbst nicht," entgegnete Amelie. „Ich habe noch nicht daran denken können. Sprechen Sie übrigens nicht mit mir, mein Kopf ist mir, als müßte er zerspringen."

„Aber gleichwohl läßt sich die Sache nicht aufschieben. Sie müssen unverweilt nach dem Leichenbestatter schicken, sagte Mrs. Jackson.

„Jetzt kann ich nicht," sagte Amelie.

„Nun, wenn Sie zu unwohl sind, so will ich es thun, das heißt, wenn sie nichts dagegen haben. Ich mische mich nicht gern in anderer Leute Angelegenheiten. Ich bin eine arme, verlassene Frau und habe, wenn ich mich durchbringen will, für mich selbst genug zu thun."

„Sie sind sehr freundlich, Mrs. Jackson," sagt Amelie, indem sie beide Hände auf ihre fieberhaft pulsirende Stirne drückte. „Was gibt es denn eigentlich zu thun? Ich weiß es nicht und kann mir es auch nicht denken."

„Nun, Sie sind doch wohl nicht im Stande, die Begräbniskosten zu bestreiten, nicht wahr nicht? fragte die Wirthin.

„Nein, ich habe keinen Heller im Vermögen," antwortete Amelie.

„Dann bleibt Ihnen blos ein Ausweg übrig."

Amelie wußte nicht, was die Wirthin meinte und sah sie daher verblüfft und fragend an.

„Ich sehe schon, Sie wissen nicht, was ich sagen will," fuhr die Wirthin fort. „Ich meine, Ihre Tante muß auf Gemeindekosten begraben werden."

„Auf Gemeindekosten?" rief Amelie.

„Ja; ich wüßte nicht, wie es sonst geschehen könnte," entgegnete die Wirthin.

„Also, als Armenleiche?" murmelte Amelie.

„Es geht nicht anders."

„So weit ist es also mit uns gekommen!“ fuhr Amelie fort. „O mein Kopf, mein armer Kopf!“

„Nun, darüber brauchen Sie sich keinen so großen Kummer zu machen,“ hob die Wirthin wieder an. „Was nützt selbst das prachtvollste Begräbnis? Es ist schade um das Geld, welches dafür weggeworfen wird. Soll ich also die nöthige Meldung machen?“

„Ja; Sie wissen am besten, was zu thun ist, ich weiß es nicht,“ sagte Amelie. „Ach, wollte Gott, mein Bruder Georg wäre wieder da!“

„Der wird schon auch einmal wiederkommen und mittlerweile bin ich da und gern bereit, Ihnen mit Allem zu dienen, was in meinen schwachen Kräften steht.“

„Ich werde Ihnen stets dankbar dafür sein,“ antwortete Amelie. „Selbst etwas zu thun, dazu bin ich in diesem Augenblicke geradezu unfähig.“

Mrs. Jackson verließ nun das Zimmer, um die Schritte zu thun, zu welchen sie sich erboten. Amelie hatte nun zugegeben, daß sie ihr Dank schuldig sei, und die schlaue Alte beschloß, sie in nicht ferner Zeit daran zu erinnern.

Im Laufe des Nachmittags kamen ein paar Männer, die einen aus wenigen dünnen Brettern gefertigten Sarg brachten, die Leiche ohne weitere Umstände hineinwarfen und sofort den Deckel aufzunageln begannen.

„Aber was soll das heißen?“ rief Amelie. „Warum wird der Sarg so schnell geschlossen? Kann er nicht noch eine Weile offen bleiben?“

„Wozu denn?“ fragte einer der Männer; morgen

ist das Begräbnis und wir haben heute noch mehr zu thun."

„Morgen schon!" rief Amelie. „Sie ist ja erst gestern Abend gestorben."

„Das macht weiter nichts aus, wir haben einmal so Befehl."

Amelie sagte weiter nichts, sondern sah blos zu, während die Männer den Sarg zunagelten.

Eben schickten sich die Männer an, das Zimmer zu verlassen, als die Wirthin wieder eintrat und eine Tasse heißen Thee brachte, welche sie Amelie reichte, indem sie sagte:

„Na, machen Sie sich weiter keine Unruhe; es ist Alles besorgt."

„Aber so schnell!" entgegnete Amelie. „Wie ich höre, soll das Begräbnis schon morgen Früh stattfinden."

„Ja, das geht in solchen Fällen einmal nicht anders. Wie es angeordnet wird, so muß es geschehen. Lassen Sie Ihren Thee nicht kalt werden, er wird Ihnen gut thun."

Amelie folgte der Aufforderung und trank, während die Männer das Zimmer verließen.

Dann legte sie sich, ebenfalls auf den Rath der Wirthin, zu Bett und war so glücklich, in einen tiefen Schlaf zu sinken, aus welchem sie erst am nächstfolgenden Morgen erwachte.

Zu der bestimmten Stunde kamen die Träger und holten die Leiche ab.

Es war ein naßkalter, trüber Tag und durch den fein herabrieselnden Regen und Nebel schritten die

Männer mit dem Sarge, welchem Niemand weiter folgte als Amelie.

Die Ceremonie des eigentlichen Begräbnisses ging schnell vorüber und das Grab ward zugeschaufelt.

Mit schwerem, betrübtem Herzen kehrte Amelie nach Hause zurück, aber sie fand es hier so schauerlich und einsam, daß sie kaum im Stande war zu bleiben.

Es dauerte jedoch nicht lange, so fand sich die Wirthin ein und leistete ihr einige Stunden lang Gesellschaft, so daß die Trauernde sich ihr zu immer größerer Dankbarkeit verpflichtet fühlte.

Am Morgen nach dem Begräbnistage machte Amelie, nachdem sie den kleinen Joseph der Obhut Susannen's übergeben, sich auf den Weg zu Mrs Jennings um sich wieder Arbeit zu holen.

„Guten Morgen, Miß Pratt," rief Mrs. Jennings, als sie Amelie eintreten sah. „Ihre Tante ist also endlich gestorben. Na, das ist eine Wohlthat, denn gesund wäre sie doch nicht wieder geworden."

Amelie gab keine Antwort.

„Hatte sie nicht ein Kind, einen Knaben?" fragte Mrs. Jennings.

„Ja," antwortete Amelie.

„Nun, was ist denn aus diesem geworden?"

„Er ist bei mir."

„Wie? Er ist bei Ihnen? Sie werden ihn aber doch nicht behalten?" rief Mrs. Jennings.

„Allerdings."

„Aber das ist ja geradezu Wahnsinn!"

„Wer soll den armen Knaben denn sonst ernähren?"

„Die Gemeinde kann das viel besser als Sie. Wenn Sie fortwährend eine solche Bürde auf dem Halse haben, so können Sie sich ja gar nicht frei bewegen, und am allerwenigsten wird es Ihnen gelingen, einen Liebhaber zu finden."

„O, treiben Sie keinen Scherz mit mir, Mrs. Jennings," rief Amelie. „Mein Herz ist jetzt zu tief bekümmert, um so etwas ertragen zu können."

„Das thut mir leid zu hören."

„Ich komme, um zu fragen, ob ich Arbeit bekommen kann," fuhr Amelie fort. „Jetzt, wo Alles vorüber ist, werde ich wieder regelmäßiger arbeiten können, als es mir in der letzten Zeit möglich war.

„Ich habe aber jetzt keine Arbeit für Sie," entgegnete Mrs. Jennings. „Da Sie nicht regelmäßig kommen konnten, so habe ich dieses junge Mädchen dort engagirt und kann dieses doch nicht nun wieder fortschicken, blos um Platz für Sie zu machen. Sollte ich aber über kurz oder über lang noch eine Arbeiterin bedürfen, so wird es mir großes Vergnügen machen, Sie wieder unter uns zu sehen."

Zwölftes Capitel.

Ohne ein Wort auf Mrs. Jennings Erklärung zu entgegnen, wankte Amelie wie betäubt aus dem Geschäftslocale wieder auf die Straße hinaus.

Dieser letzte Schlag kam ihr völlig unerwartet. Mrs. Jennings hatte sich immer so freundlich und während Elisens Krankheit so nachsichtig gezeigt, daß

Amelie fest darauf gerechnet hatte, von ihr auch ferner beschäftigt zu werden.

Nun sah sie sich abermals genöthigt, wieder Arbeit zu suchen.

Allmälig gelang es ihr, sich wieder zu fassen, und nach einer Weile besann sie sich, daß sie an einem Kaufladenfenster eine Ankündigung gesehen, welcher zufolge Stickerinnen gesucht wurden.

Sie lenkte ihre Schritte sofort dahin.

Die Entfernung war nicht bedeutend und nach kurzer Zeit erreichte Amelie den Laden, trat ein und fragte, ob sie hier Arbeit bekommen könne.

Der hinter dem Ladentische stehende Mann sah sie einen Augenblick lang unverwandt an, wendete sich dann zu einem andern jungen Mann, der in einiger Entfernung von ihm stand und blinzelte ihm auf bedeutungsvolle Weise zu.

Dann wendete er sich wieder zu Amelie und sagte:

„Also, Sie wünschen Arbeit?"

„Ja."

„Was können Sie?"

„Alles."

„Zum Teufel, das wäre ein wenig viel!" rief der junge Mann.

„Das heißt," fuhr Amelie mit gesenktem Blick fort, „ich kann weiß- und buntsticken, ich habe bei Madame Dupont in Regentstreet das Kleidermachen gelernt und auch längere Zeit für ein Hutgeschäft in Newgate Street gearbeitet."

„So! Nun, Buntstickerei können Sie bei uns bekommen.“

„Das wäre mir sehr lieb,“ entgegnete Amelie.

„Geben Sie mir einmal die Rolle Alpaka her, Brown. Hier,“ fuhr der Arbeitgeber fort, indem er den ihm dargereichten Stoff aufrollte, „hier ist das Muster. Wir bezahlen es mit 6 Pence das Kleid.“

„Das ist aber im Verhältnis zu der langen Zeit, welche ein solches Muster in Anspruch nimmt, sehr wenig,“ entgegnete Amelie.

„Ja, das sagen Alle. Wenn Ihnen die Arbeit nicht lohnend genug erscheint, so brauchen Sie sie ja nicht zu übernehmen.“

„Nun, ich will wenigstens einen Versuch machen,“ sagte Amelie. „Schlechtlohnende Arbeit ist immer noch besser als gar keine.“

„Wo wohnen Sie?“

Amelie gab ihre Adresse.

„Gut,“ sagte der Mann, „ich werde Ihnen die Arbeit sogleich zuschicken oder vielmehr, der Knabe kann gleich mitgehen.“

Zu Hause angelangt, machte Amelie sich sofort ans Werk und nachdem sie zehn Stunden unausgesetzt damit zugebracht, war sie mit einem Kleide fertig und hatte sonach sechs Pence verdient.

Es war ihr somit die Aussicht eröffnet, wöchentlich die ungeheure Summe von drei Schilling zu verdienen, wovon Alles, was zwei Menschen zum Leben brauchen, bestritten werden sollte.

Um sich so viel als möglich einzuschränken, kamen

Amelie und Susanne überein, das Zimmer der erstern mit einander gemeinschaftlich zu bewohnen.

Susanne schaffte daher ihre Sachen aus ihrem zeitherigen Zimmer in das Amelie's und Mrs. Jackson, die Wirthin, war damit sehr gern einverstanden, denn auf diese Weise konnte sie das freigewordene Zimmer an Jemand anderen vermiethen und hatte mehr Aussicht, von Amelie ihren Zins zu bekommen.

Einige Wochen lang fuhr Amelie mit ihren Buntstickereien fort und arbeitete jeden Tag regelmäßig fünfzehn Stunden. Während dieser ganzen Zeit ließ sie Joseph es an nichts mangeln, sondern darbte sich lieber selbst etwas ab, um nur gute und reichliche Nahrung für ihn zu schaffen.

In Bezug auf ihre Stubengenossin machte sie jedoch sehr bald eine ihr im höchsten Grade unangenehme Wahrnehmung.

Susanne fing nämlich an bis sehr spät in die Nacht hinein auszubleiben. Oft kam sie erst am frühen Morgen nach Hause und befand sich dann zuweilen in einem sehr aufgeregten Zustande.

Trotzdem aber war ihr Benehmen gegen Amelie in jeder Beziehung immer noch dasselbe freundliche und gefällige wie von jeher.

Als Susanne einmal auch spät des Nachts nach Hause kam, fand sie Amelie noch wach.

„Wie, Du sitzest noch bei der Arbeit?“ rief Susanne, indem sie in das Zimmer trat und sich ihres Huts und Shawls zu entledigen begann.

„Ja," antwortete Amelie seufzend, „ich will morgen Früh gern abliefern.

„Und so hast Du die ganze Nacht gesessen!" rief Susanne.

„Ja, versteht sich."

„Das wäre ich nicht im Stande."

„Ich muß, wenn ich nicht die Arbeit verlieren will," antwortete Amelie.

„Nun, dann würde ich sie lieber verlieren," entgegnete Susanne.

„Ich habe früher auch so angestrengt gearbeitet, aber ich thue es nicht wieder."

„Wie meinst Du das, Susanne?"

„Ich meine weiter nichts, als daß dieß nicht der einzige Weg ist, um Geld zu verdienen."

„Auf ehrliche Weise?"

„Nun, ich stehle deßwegen nicht," antwortete Susanne.

„Was dieß betrifft, so glaube ich eben so ehrlich zu sein wie andere Leute."

„Und in anderer Beziehung auch, will ich hoffen," bemerkte Amelie.

„Nun, das weiß ich weiter nicht. Wenn die Fehler aller Menschen zusammengerechnet werden, so wird sich dabei vielleicht herausstellen, daß ich noch lange nicht die meisten habe. Gott weiß, daß ich das, was ich thue, nicht freiwillig thue," rief Susanne, indem sie in Thränen ausbrach, auf die Knie niedersank und ihr Gesicht in Amelie's Schooß barg.

„Na, weine nur nicht, liebe Susanne; weine

nicht, sondern sage mir, was Du auf dem Herzen hast. Wir sind hier allein und haben keinen Freund, der uns hilfreich beistünde. Es wäre schlimm, wenn wir einander nicht trösten könnten. Sprich Dich aus, Susanne! Sage mir, was Dich drückt."

„Schau her!" sagte Susanne und brachte eine gestrickte Börse zum Vorschein, durch deren Maschen hindurch einige Goldstücke funkelten.

„Gold?" rief Amelie, indem sie mit ihrem Stuhl zurückfuhr und ihre Stubengenossin erschrocken ansah.

„Ja," entgegnete Susanne, „Gold, das Heilmittel für jede Noth."

„Gerechter Gott," rief Amelie nach einer Pause. „Wie bist Du dazu gekommen?"

„Gestohlen habe ich es nicht," entgegnete Susanne, indem sie die Augen niederschlug.

„Ist es möglich, daß Du —"

Weiter konnte Amelie nicht sprechen. Ihre Augen begegneten sich und sie lasen eine in den Gedanken der andern.

„Mein Gott, Susanne, was soll aus Dir werden."

„O, Amelie, verachte mich nicht! Stoße mich nicht von Dir!"

„Da sei Gott vor!" rief Amelie, indem sie mit ihren Armen Susannens Hals umschlang. „Ich bin nur tief bekümmert darüber, daß das, was ich so lange gefürchtet, endlich eingetreten ist."

Eine Zeit lang schwiegen Beide.

„Ich konnte nicht anders," hob Susanne endlich wieder an. „Ich konnte fürwahr nicht anders! Du scheinst

an meinen Worten zu zweifeln, aber es ist so, wie ich sage. Eine lange Zeit wußte ich nicht, wo ich herschaffen sollte, was ich zum Leben brauchte, und bei einigen Gelegenheiten verpfändete ich die mir zum Heften übergebenen Bücher. Wieder einlösen konnte ich sie nicht und heute, wo ich sie fertig abliefern sollte, ward mir gesagt, daß man mich, wenn ich sie nicht bis morgen Abend brächte, als Betrügerin bei dem Gericht anzeigen würde. Höchst warscheinlich war es verrathen worden, daß ich sie zum Pfandleiher getragen hatte. Ich hatte mich schon mehrmals versucht gefühlt, zu thun, was ich nun diese Nacht gethan habe. Ich war bis jetzt immer noch davor zurückgeschaudert, aber die Furcht, morgen in's Gefängnis wandern zu müssen, trieb mich endlich dazu und ich bin nun geworden, was ich biu, um nicht etwas noch Schlimmeres zu werden. Urtheile nicht zu streng, Amelie, und bedenke, daß Tausende mit mir in gleicher Lage sind und daß ich weder die Erste noch die Letzte bin."

„Du bist zu bemitleiden, Susanne," sagte Amelie. „Für den Augenblick kann ich Dir nur rathen, zu Bett zu gehen." „Du bist müde und erschöpft, auch merke ich Dir deutlich an, daß Du getrunken hast."

„Ja, ich mußte, um mein Gewissen zu betäuben," entgegnete Susanne, indem ihr die Thränen die Wangen herabrannen."

„Beruhige Dich," fuhr Amelie fort. „Kleide Dich aus und geh' zu Bett."

Nach einigem Zureden that Susanne, wie Amelie wünschte.

Es dauerte nicht lange, so fiel sie in Folge des genossenen Weines in festen Schlaf.

Amelie, die ebenfalls müde und erschöpft war, begab sich bald darauf auch zur Ruhe, nicht um zu schlafen, sondern an die „arme, verlassene Susanne" zu denken.

Am Morgen war diese zuerst wach. Als sie ihre Augen auf Amelie warf, die erst gegen Morgen in einen leichten Schlummer gesunken war, murmelte sie bei sich selbst:

„Das arme Mädchen! Sie ist zu gut für mich! Wir müssen uns trennen."

In diesem Augenblicke erwachte Amelie und sagte:

„Es ist wohl schon spät. Ich muß machen, daß ich in das Magazin komme. Bereite mittlerweile das Frühstück, so gut es gehen will, und gib dem armen Joseph zu essen. Ich werde nicht lange bleiben."

Amelie hielt Wort.

Wie groß aber war ihre Ueberraschung, als sie bei ihrer Rückkehr auf dem Tische nicht das dürftige Frühstück, welches sie erwartet, sondern ein vollständiges Mahl erblickte.

Sie erröthete, sah Susanne mit vorwurfsvollem Blicke an und rief:

„O Susanne!"

„Ich meine es gut," entgegnete Susanne in zitterndem Tone. „O, sieh mich nicht so an, Amelie! Das thut mir weher, als ich Dir sagen kann. Es ist die letzte Mahlzeit, die wir mit einander genießen, und ich habe sie aufgetragen, um Dir meine Liebe zu zeigen."

„Die letzte Mahlzeit, Susanne? Was willst Du damit sagen?"

„Ich bin zu der Einsicht gekommen, daß es besser sein wird, wenn ich Dich verlasse. Ja, Amelie, Du bist gut und tugendhaft und meine Gesellschaft taugt nicht mehr für Dich. Ich wußte, daß Du kein anderes Geschenk annehmen würdest, denn Du würdest doch Alles nur als eine Frucht meiner —"

„Susanne," unterbrach Amelie ihre Stubengenossin, „ein Fehltritt hat noch nicht die Folge, daß das ganze Leben nothwendig ein sündhaftes sei. Bleibe bei mir; Gott weiß, daß wir beide seiner Hülfe bedürfen!" rief Amelie mit Nachdruck.

Susanne gab keine Antwort, sondern schüttelte blos mit dem Kopfe.

„Uebereile Dich wenigstens nicht," fuhr Amelie fort. „Die Welt braucht nicht zu erfahren, was geschehen ist. Wenn Du jetzt fort wolltest, so würde unsere Wirthin sehr neugierig sein, zu erfahren, was die Ursache davon sei."

„Unsere Wirthin? Möge Gottes Fluch sie verfolgen!" rief Susanne, leidenschaftlich mit dem Fuße stampfend.

„O, Susanne," rief Amelie, „wie kannst Du so ruchlos sein, so etwas zu sagen?"

„Schweig, Amelie," entgegnete Susanne, „Du weißt nicht, was geschehen ist. Diesem Weibe habe ich es zu danken, daß ich geworden bin, was Du jetzt in mir siehst."

„Ihr!" rief Amelie schaudernd.

„Ja, ihr. Wäre ich mir selbst überlassen geblieben, so hätte ich es darauf ankommen lassen, was, wenn man mich als Betrügerin angezeigt hätte, aus mir geworden wäre. Diese Frau aber lauerte mir auf und führte mich dem Versucher in den Weg. Mehrere Nächte hinter einander hielt ich mich fern, um ihr zu entrinnen, aber endlich —. Doch genug, Amelie, ich will nichts weiter sagen. Es ist mir jetzt, als wäre ich ein ganz anderes Wesen geworden, ganz verschieden von dem, was ich noch gestern war. Es ist mir, als wäre ich vom Teufel besessen."

„O, Susanne, sprich nicht so!" rief Amelie, indem sie die Unglückliche in ihre Arme schloß.

Susannen's Züge gewannen sofort einen andern Ausdruck, und sie brach wieder in Thränen aus.

„Ach, wenn alle Menschen wären wie Du!" rief sie schluchzend.

„Das verhüte Gott," rief Amelie. „Du kennst mich nicht; ich kenne mich selbst nicht. Ich kann Dir sagen, daß zu Zeiten auch hier ein harter Kampf stattfindet."

Indem sie dieß sagte, legte sie die Hand auf's Herz und fuhr dann fort:

„Wenn ich derselben Versuchung ausgesetzt gewesen wäre wie Du, wer weiß, ob ich ihr nicht ebenfalls unterlegen wäre. Gott weiß, was aus mir werden wird. Mein Bruder läßt nichts von sich hören und ich weiß mir weder zu rathen noch zu helfen."

„Du thust Dir unrecht, wenn Du so sprichst, oder Du sagst es blos, um mich zu trösten. Doch alles Wei-

nen nützt jetzt nichts. Komm' laß' uns genießen, was der Augenblick bescheert hat."

Amelie that, wie ihre Stubengenossin wünschte, und Beide genossen das aufgetragene Mahl, indem sie einander eine möglichst heitere Miene zu zeigen suchten.

Sobald das Frühstück beendet war, setzte Susanne ihren Hut auf, warf ihr Tuch um und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Wo willst Du hin?" fragte Amelie.

„Ich will die Bücher einlösen und mir eine andere Wohnung miethen," entgegnete Susanne.

„Dann bist Du also immer noch entschlossen, mich zu verlassen?" fragte Amelie bekümmert.

„Ja, es ist am besten so. Wärst Du nicht so freundlich gegen mich und so gut, so würde ich bleiben; so aber will ich Dich nicht der Gefahr aussetzen, durch mich ebenfalls in's Verderben gezogen zu werden."

Nachdem sie dieß gesagt, gab sie Amelie rasch einen Kuß und eilte aus dem Zimmer hinaus.

Mit schwerem Herzen räumte Amelie die Ueberreste des Frühstücks hinweg, gab Joseph seine Spielsachen und setzte sich dann zu ihrer Arbeit nieder.

O, wie schnell handhabten ihre Finger die Nadel. Wie war sie durch die Furcht, eben so zu fallen, wie Susanne, zu neuem, angestrengtem Fleiße angestachelt!

Gegen Mittag kam Susanne wieder. Sie hatte die Bücher eingelöst und abgeliefert. Eben so war es ihr auch gelungen, eine andere Wohnung zu finden.

„Du hast ein Zimmer bekommen!" rief Amelie

überrascht. „Ich versuchte es einmal eine ganze Woche lang, fand aber keins.“

„Ich nehme es nicht so genau,“ entgegnete Susanne. „Du wolltest wohlfeil, aber auch in einem soliden Hause wohnen, Das ist freilich schwer. Armuth und Moralität wohnen nicht beisammen. Es ist das gegen die Ordnung der Dinge. — Jetzt werde ich meine Sachen zusammenpacken.“

Nachdem sie dieß gesagt, begann sie sofort, ihre Habseligkeiten unter denen ihrer Stubengenossin hervorzusuchen.

Indem sie dieß that, warf sie viele Kleinigkeiten, von welchen sie glaubte, daß Amelie sie gebrauchen könnte, auf die Seite und rief, als ihre Freundin dagegen protestirte:

„Nimm diese Sachen nur, Amelie. Ich habe jetzt Ueberfluß. Behalte sie, denn ich habe sie durch redliche Arbeit erworben. Wenn ich einmal wieder arm bin, bist Du vielleicht im Stande, mich zu unterstützen.“

Amelie antwortete hierauf nichts, sondern half stillschweigend zusammenpacken,

„Wie wird es aber mit Deinem Bett?“ fragte sie dann, als man mit dem Zusammenpacken fertig war.

„Dieses wirst Du mir aufheben,“ antwortete Susanne. „Ich würde es Dir gänzlich schenken, aber es ist ein Erbstück von meiner Mutter.“

Sie war, indem sie dieß sagte, wieder nahe daran, in Thränen auszubrechen, aber sie bezwang sich und setzte hinzu:

„Das ist, glaube ich, Alles und es bleibt mir

nun hier weiter nichts zu thun übrig, als Dir Lebewohl zu sagen."

„Lebe wohl," antwortete Amelie. „Aber nicht wahr, Du wirst mich zuweilen besuchen?"

„Ich glaube, es wird besser sein, wenn ich dieß nicht thue."

„Du wirst Dich aber zuweilen sehr einsam und unglücklich fühlen, Dein besseres Ich wird dann und wann andere Gesellschaft wünschen, als die, in der Du Dich befindest. Wenn Du dann eine Freundin brauchst, so komme zu mir, Susanne; ich werde Dich stets mit Freuden empfangen."

„Gott segne Dich," antwortete Susanne. „Leb' wohl!"

„Leb' wohl! leb' wohl!" rief Amelie und nachdem sie sich nochmals umarmt, schieden sie.

Dreizehntes Capitel.

Vier Monate waren vergangen, seitdem Amelie und Susanne sich getrennt hatten und Erstere hatte seit dieser Zeit von Letzterer nichts wieder gehört oder gesehen.

Amelie wohnte noch in demselben Zimmer und arbeitete noch mit unermüdlicher Energie.

Der kleine Joseph lag in seinem Bett und auf dem Kaminsims standen einige halbvolle Medicinflaschen.

Der arme Knabe war krank. Amelie war mit ihm bei einem Arzt gewesen und hatte diesen ersucht, ihm etwas zu verschreiben.

Der Arzt war ein alter, ehrwürdiger, menschenfreundlicher Mann und als Amelie ihn fragte, ob der Zustand des Knaben gefährlich sei, schüttelte er den Kopf und antwortete:

„Diesem Kinde fehlt weiter nichts als gute Nahrung, reine Luft und aufmerksame Pflege. Indessen will ich ihm auf alle Fälle etwas verschreiben, was die gesunden Kräfte wieder heben kann."

Amelie arbeitete angestrengter als je, aber es hat auf der Welt Alles seine Grenzen. Sie sah sich genöthigt, sich, wenn sie nicht krank werden wollte, etwas längeren Schlaf zu gönnen, und auf diese Weise verringerten sich ihre Einkünfte.

Eines Abends, während sie bei ihrer Arbeit saß, dachte sie an Susanne und war neugierig, zu erfahren, ob diese durch den Schritt, den sie gethan, ihre Lage wirklich verbessert hätte und ob ihr Beschützer ihr noch seine Gunst und Unterstützung angedeihen ließe.

Sie selbst hatte seit dem Frühstück noch nichts weiter genossen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie sich nichts hatte kaufen können, denn die Arbeit, welche sie am heutigen Tage abzuliefern gehofft, ward erst morgen fertig.

Wie wünschte sie, zu wissen, wo Susanne wohnte, um zu ihr gehen und sie um ein kleines Darlehn bitten zu können!

Während sie noch so dachte, pochte Jemand an die Thüre.

„Herein!" rief Amelie.

Die Thüre öffnete sich und siehe da, Susanne trat ein.

„Endlich besuche ich Dich einmal,“ sagte sie, indem sie die Thüre wieder hinter sich schloß. „Ich hoffe, daß ich nicht unwillkommen bin.“

„Wie, Susanne, Du bist es!“ rief Amelie. „Ich glaubte schon, Du hättest mich vergessen. Ich dachte eben an Dich, wie Du mir überhaupt seit Deinem Weggange von hier nicht aus den Gedanken gekommen bist.“

„Wahrscheinlich hast Du an mich gedacht, wie an die verlorne Tochter,“ entgegnete Susanne mit einem gewissen Grade von Bitterkeit. „Doch gleichviel. Ich habe, seitdem wir uns getrennt, nicht sehr angestrengt gearbeitet und befinde mich gleichwol in besseren Umständen und bei besserer Gesundheit.“

Susanne sprach die Wahrheit. Ihre ganze äußere Erscheinung hatte bedeutend gewonnen. Von Hunger war bei ihr keine Rede mehr; sie besaß gute Kleider und dabei Willenskraft genug, um sich in allen Dingen mäßig zu halten.

„Dann arbeitest Du aber doch noch!“ rief Amelie überrascht.

„Ei ja wohl, ganz wird die Arbeit bei mir nicht vernachlässigt.“

„Und wie nett Du gekleidet bist!“

„Ja und überdieß sind diese Kleider auch mein Eigenthum und bezahlt. In dieser Hinsicht besteht ein kleiner Unterschied zwischen uns, nicht wahr?“

„Ja, in vielen andern Dingen aber auch.“

„Das weiß ich; sonst wäre ich heute Abend nicht hier.“

„So?“

„Ja. Was macht Joseph? Nicht wahr, er ist krank?“

„Ja, sehr krank.“

„Und Du mußt ihn abwarten und auch Arznei für ihn kaufen, nicht wahr?“ fuhr Susanne fort.

„Es ist allerdings eine schwere Prüfung für mich,“ antwortete Amelie; „ich hoffe aber, daß es bald wieder besser mit ihm gehen werde.“

„Das ist nicht wahrscheinlich,“ erwiderte Susanne „Du darbst Dir das, was er braucht, am Munde ab. Du wirst endlich nicht mehr die nöthige Kraft besitzen, um so fortarbeiten zu können und was soll dann aus, ihm werden?“

„Ich hoffe, wie gesagt, daß es sich bald mit ihm bessern werde,“ seufzte Amelie.

„Ich bin,“ fuhr Susanne fort, „heute Abend gekommen, um selbst zu sehen, wie es mit Dir und ihm wirklich steht. Ich will bei ihm wachen, während Du schläfst, und biete Dir Alles, was ich Dir zu geben vermag.“

„Gott segne Dich, Susanne!“ rief Amelie. „Du bist wirklich recht gut und freundlich.“

„Und Du bist sehr müde und angegriffen,“ sprach Susanne weiter. „Ich sehe es Dir am Gesichte an. Du bist nicht halb so kräftig mehr, wie Du noch vor drei Monaten warst.“

„Ja,“ entgegnete Amelie, „ich muß gestehen, daß ich allerdings sehr krank bin.“

„Das sieht man Dir an. Komm' lege Deine Arbeit weg und geh' zu Bett, wir müssen den heutigen Abend benutzen, denn es ist sehr unbestimmt, wann ich werde wieder kommen können."

„O Susanne!" rief Amelie, „ich habe seit diesem Morgen nichts gegessen."

„Armes Geschöpf!" sagte Susanne, indem ihr die Thränen in die Augen traten. Doch nahm sie sofort wieder einen ermuthigenden Ton an und fuhr fort: „Laß' mich Dich zu Bett bringen, dann will ich laufen und Dir etwas holen."

Mit liebreichem Eifer holte Susanne ein Licht und Speise und Trank für ihre Freundin.

Während Amelie diese improvisirte Mahlzeit zu sich nahm, reichte Susanne dem kleinen Knaben seine Arzenei und schenkte ihm schönbemaltes, nagelneues Spielzeug.

Ehe noch nach Susannens erstem Eintritte eine Stunde vergangen war, lagen Amelie und Joseph in gesundem Schlafe. Susanne setzte sich nun an das Kaminfeuer und empfand zum ersten Male seit vielen Tagen ein Gefühl des Behagens und der Zufriedenheit mit sich selbst.

Am nächfolgenden Morgen erwachte Amelie neugestärkt, als sie sich aber nach Susanne umsah, war diese verschwunden.

Das Frühstück stand zubereitet auf dem Tische, im Kamine brannte ein helles Feuer und auf der Ecke des Tisches lagen einige Schillinge.

Amelie erhob sich sofort; Joseph schlief noch. Sie

setzte sich sofort an ihre Arbeit. Das Geld hob sie sorgfältig auf und nahm sich vor, es für den äußersten Nothfall aufzusparen.

Sie hatte noch nicht lange gearbeitet, als Mrs. Jackson eintrat.

„Guten Morgen, liebe Freundin!" rief diese; „wie geht es heute mit dem Kleinen?"

„Ein wenig besser, wie es scheint," antwortete Amelie.

„Sind Sie im Magazin gewesen?" fuhr die Wirthin fort.

„Nein, ich bin mit meiner Arbeit noch nicht fertig."

„So. Aber ich glaubte, Sie hätten gestern kein Geld gehabt."

„Nein, gestern hatte ich auch keins."

„Dann hat man Ihnen wohl geborgt?"

„Nein, man hat mir auch nicht geborgt."

„Na, ich will mich nicht in Ihr Geheimnis eindrängen, wenn es ein's ist," sagte Mrs. Jackson mit etwas unruhiger Miene.

„Nein, es ist kein Geheimnis," fuhr Amelie fort. „Susanne war gestern Abend hier und holte mir einige Eßwaaren und andere Dinge. Wann sie aber fortgegangen ist, das wissen Sie vielleicht besser als ich, denn ich habe noch geschlafen."

Als Susannen's Name genannt wurde, verrieth Mrs. Jackson noch größere Unruhe, denn sie wußte nicht, ob Susanne vielleicht etwas eben nicht Rühmliches von ihr selbst erwähnt hätte. War dagegen Amelie

in dieser Beziehung noch nicht unterrichtet, so war Susannen's Besuch der schlauen Hauswirthin gerade recht, denn obschon ihr Plan dadurch um einige Tage verzögert werden konnte, so war doch das Gelingen desselben dann um so sicherer. Amelie konnte ja nicht verfehlen, Vergleiche zwischen Susannen's verhältnismäßigem Reichthum und ihrer eigenen Armuth anzustellen.

Nachdem die Wirthin noch einige flüchtige Bemerkungen gemacht und darauf hingedeutet, daß der Hauseigenthümer sehr ungestüm auf der Berichtigung des rückständigen Pachts bestünde, obschon sie nicht wisse, wie sie denselben zusammenbringen sollte, verließ sie das Zimmer.

Die Zeit verfloß und wieder waren drei Monate vergangen, ohne daß Amelie von Susannen etwas gehört oder gesehen hatte.

Der kleine Joseph war immer noch krank und abgemagert wie ein Gerippe. Amelie hatte muthig gegen Alles angekämpft, was ihre Lage erschwerte, gleichwohl aber sah sie sich abermals ohne alle Mittel.

Das Geld, welches Susanne zurückgelassen, war schon längst ausgegeben. Joseph hatte heute noch nichts zu essen bekommen und weinte vor Hunger. Uebrigens hatte Amelie auch seit den letzten vier Tagen keine Arbeit mehr. Die wenigen Sachen, die sie besessen, waren nun eine nach der andern auch zum Pfandleiher gewandert und sie hatte jetzt nichts mehr, was sie hätte zu Geld machen können.

Einige Minuten lang ging sie, heftig mit sich selbst

kämpfend, in ihrem Zimmer auf und ab und endlich rief sie:

„Das Versprechen, welches ich meiner Tante gegeben, muß ich auf jeden Fall halten. Vielleicht besitzt jener Mann doch einen Grad von Menschlichkeit und Mitgefühl. Ich werde zu ihm gehen, möge kommen was da wolle."

Nachdem sie auf diese Weise einen festen Entschluß gefaßt, schien ihr Gemüth ruhiger zu werden. Sie reichte dem Kleinen seine letzte Dosis Medicin, sang ihn dann in den Schlaf, und deckte ihn warm zu.

Als sie am Tage vorher einige der von dem Pfandleiher ausgestellten Scheine durchgesehen hatte, um zu wissen, ob vielleicht einige darunter wären, hatte sie zufällig eine Adreßkarte gefunden, die sie schon vor mehreren Monaten vernichtet zu haben glaubte.

Gestern noch hätte sie dieselbe mit Entrüstung beiseite geworfen, heute aber beschloß sie, davon Gebrauch zu machen.

Der Mann, der ihr diese Karte gegeben, war ihr zu der Zeit, wo sie für Madame Dupont gearbeitet, oft in Regent Street begegnet, und hatte ihr versprochen, daß es ihr niemals an etwas fehlen sollte, wenn sie sich dazu verstünde, seine Gesellschafterin zu werden.

Sie hatte seine Anerbietungen aber stets mit Entrüstung zurückgewiesen und seine Briefe unbeantwortet gelassen.

Während der ganzen Zeit, wo sie bei Madame Dupont war, hatte er seine Anträge fortwährend erneuert; als aber Amelie nicht mehr jene Straße ging,

verlor er sie aus den Augen und kümmerte sich nicht weiter um sie, da wahrscheinlich eine andere Laune seiner Aufmerksamkeit eine andere Richtung gegeben hatte.

Jetzt, wo Amelie sich in die äußerste Bedrängnis versetzt sah, beschloß sie, diesen reichen Mann aufzusuchen und wo möglich eine kleine Summe Geld von ihm zu borgen. Sie konnte nicht glauben, oder vielmehr sie wollte nicht glauben, daß ein Mann gegen alles bessere Gefühl so abgestumpft sein könnte, in einem solchen Augenblick ihre bedrängte Lage zu seinem Vortheile ausbeuten zu wollen.

Sie ergriff die beschmutzte, verräucherte Karte, verließ das Zimmer und sah sich bald auf der Straße. Sie zog ihre dünne Kleidung fester um sich, senkte das Haupt, um besser gegen Wind und Regen ankämpfen zu können, und sah sich nach verhältnismäßig kurzer Zeit am Ziele ihrer Wanderung.

Hier entsank ihr einen Augenblick lang der Muth.

Das Haus, vor welchem sie stand, sah schwarz und unheimlich aus. Wäre es nicht so umfangreich gewesen und hätte es nicht in einer fashionablen Straße gestanden, so würde man nicht geglaubt haben, daß ein reicher Mann darin wohne.

Ein einziger Gedanke an Joseph reichte jedoch hin, um Amelien's sinkenden Muth wieder aufzurichten, und mit zitternder Hast zog sie die Klingel.

Die Thüre öffnete sich und der Portier schaute auf die Straße heraus, als ob er eine Equipage zu sehen erwartete.

„Ist dieser Herr zu Hause?" frug Amelie, indem sie dem Portier die Karte einhändigte.

Der Portier nahm ihr die Karte ab; sah diese und dann Amelie an und sagte:

„Kommen Sie herein. Ich will sehen."

Amelie that, wie man ihr sagte.

Der Portier verschwand und kam nach kurzer Zeit in Begleitung eines Mannes zurück, der beinahe wie der Geistliche einer Dissentergemeinde gekleidet war.

„Ist das die Dame?" frug er den Portier.

„Ja."

„Sie wünschen Sir William zu sprechen?" frug er dann zu Amelie gewendet.

„Ja, wenn es geschehen kann."

„Nun so kommen Sie mit und ich will mich erkundigen, ob er sie sprechen kann."

Amelie folgte ihrem Führer in ein kleines, schön möblirtes Zimmer.

In dem Kamin brannte ein helles Feuer und alles verrieth Bequemlichkeit und Behaglichkeit. Welch' einen Contrast bot dieser Anblick zu dem des elenden Dachzimmers dar, welches Amelie bewohnte!

„Ich werde Sir William von Ihrer Anwesenheit unterrichten," sagte der Mann, der kein Anderer war als Sir William's Kammerdiener. Zugleich setzte er einen Stuhl in die Nähe des Feuers und forderte Amelie auf, Platz zu nehmen.

Es ist merkwürdig, wie selten der Satan sein Opfer bei dem ersten Schritt auf dem Wege zum Verderben täuscht. Sir William — beiläufig gesagt, Wit-

wer — war zu der Stunde, wo Amelie ihn jetzt aufsuchte, fast niemals zu Hause. Etwas ganz Ungewöhnliches hatte ihn diesen Abend aufgehalten, gerade als ob der letzte Tropfen, der Amelien's Leidensbecher überfließen machte, nicht fehlen sollte.

Amelie nahm auf dem Stuhle Platz und begann sich an dem Feuer zu wärmen. Ihr Auge gewann, indem es sich auf die Kohlenglut heftete, einen unheimlichen Ausdruck, denn Verzweiflung war in ihrer Brust an die Stelle der Hoffnung getreten. Ihr Athemzug war kurz und gepreßt, ihr Herz pochte schnell und das schnelle Gehen hatte ihre Wangen geröthet.

Während sie so dasaß, begab sich der Kammerdiener zu Sir William, welcher sich eben langsam ankleidete, um sich dann in eine Abendgesellschaft zu begeben.

„Ah, also ist sie endlich da!“ sagte er in blasirt gedehnter Weise. „Sie hat lange Zeit gebraucht, um zu einem Entschluß zu kommen. Wenn ich mich nicht irre, so sind es viele Wochen her, seitdem ich sie das letzte Mal in Regent Street sah. Gebt mir einmal mein Tagebuch her, John. Ja, richtig, es ist gegen die Mitte der verwichenen Saison gewesen, daß ich ihr ein freigebiges Anerbieten machte. Seit dieser Zeit kann ihr Aeußeres schwerlich gewonnen haben. Sagt ihr, sie solle ein ander Mal wiederkommen.“

„Ich glaube nicht, daß sie das thut, Sir William,“ meinte John, der Kammerdiener.

„Und darf ich fragen, welche Gründe Ihr habt, um einen solchen Schluß zu ziehen?“ fragte Sir Wil-

liam indem er mit seinen fein geformten Fingern in eine goldene Tabatiere griff.

„Die Züge dieser Person tragen das Gepräge der Verzweiflung. Ich glaube, es ist ihr schwer angekommen, hier Hülfe zu suchen. Verlassen Sie sich darauf, Sir William, daß es so ist, wie ich Ihnen sage."

„Wirklich?"

„Wenn Sie sich jetzt weigern sie zu empfangen, so werden Sie nicht in den Fall kommen, dieß zum zweiten Mal thun zu können."

„Ja, ich muß gestehen, daß mir dieses Mädchen auch immer ganz eigenthümlich erschienen ist. Gebt mir meinen Schlafrock. Ich werde sie sprechen."

Nachdem Sir William seinen Schlafrock angezogen, verließ er das Zimmer.

Als er in das trat, in welchem Amelie wartete, erhob sie sich und verneigte sich leicht.

„Ah, ich freue mich, Sie zu sehen!" rief Sir William im Tone eines feurigen Liebhabers, während er sich seinem Kammerdiener gegenüber so äußerst gleichgültig gestellt. „Ihr Besuch gereicht mir zum unendlichen Vergnügen. Ich dachte schon, Sie hätten mich vergessen. Ich habe Sie seit einiger Zeit auf meiner Promenade vermißt. Bitte, behalten Sie Platz. Sie entschuldigen, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß Sie heute nicht mehr so wohl aussehen, als da ich Sie das letzte Mal sah. Sind Sie krank?"

„Ja, an Geist und Körper, Sir William," antwortete Amelie ruhig.

„Es thut mir leid, dieß zu hören."

Ein kaum bemerkbares sarkastisches Lächeln umspielte einen Augenblick lang Amelien's Lippe. Si wußte offenbar diese Versicherung auf ihren wahren Werth zurückzuführen.

„Sie scheinen sehr müde und angegriffen zu sein," fuhr er fort. „Wahrscheinlich kommen Sie so eben von Ihrer Arbeit."

„Ja ich bin erschöpft und angegriffen, Sir William," antwortete Amelie. „Ihre weitere Voraussetzung ist jedoch nicht begründet, denn ich bin seit vier Tagen ohne Arbeit."

„Wirklich?"

„Ja und seit zwölf Stunden habe ich nichts gegessen."

„Mein Himmel, da wollen wir sogleich Rath schaffen," sagte Sir William indem er die Klingel zog

Bei sich selbst sagte er:

„Das Mädchen ist wirklich schön zu nennen. Allerdings ist sie jetzt ein wenig mager, wenn sie aber einen Monat gute Kost gehabt hat, so wird sie ganz anders ausschauen."

„Das ist nicht der Zweck meines Besuchs," antwortete Amelie auf die ihr zu laut gethane Aeußerung.

„Man servire sofort zwei Couverts," sagte Sir William zu dem Diener, der auf den Ruf der Klingel eintrat.

Dann wendete er sich wieder zu Amelie und fuhr fort:

„Darf ich fragen, was mir das Vergnügen dieses Besuchs verschafft?"

„Ich komme, Sir William, um Sie um Ihren Beistand zu bitten. Ich bin ohne Geld und ohne Arbeit. Ueberdieß habe ich für ein Kind zu sorgen, dessen Mutter ich auf ihrem Sterbebette versprach, es ihm, so lange es in meinen Kräften stünde, an nichts fehlen zu lassen."

„Das ist ein großer Beweis von Selbstverleugnung!" rief Sir William.

„Dieses Kind ist seit längerer Zeit krank, hauptsächlich aus Mangel an guter und zureichender Nahrung," fuhr Amelie fort, indem sie ihre großen, ausdrucksvollen Augen auf den reichen Mann heftete.

„Das thut mir leid. Wir wollen später darüber sprechen."

„Nein, Sir William, wir wollen lieber sogleich darüber sprechen."

„Aber wollen Sie nicht erst einige Erfrischung zu sich nehmen?"

„Erst muß ich jenem armen Kinde Erfrischung bringen."

„Nun, wie Sie wollen; sprechen Sie weiter."

„Ich habe monatelang gekämpft, um mich und dieses arme Kind zu ernähren und würde diesen Kampf auch noch länger fortgesetzt haben, wenn bei mir nicht gänzlicher Arbeitsmangel eingetreten wäre. In dieser Noth komme ich, die arme, halb verhungerte Nähterin, zu Ihnen, dem reichen, vornehmen Manne, und bitte Sie, mir eine kleine Summe zu leihen, damit ich dieses arme, kranke Kind und mich ernähren kann, bis ich wieder Arbeit habe."

Als Amelie dieß gesagt hatte, bedeckte sie sich das Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Es geschah, wie wir wissen, äußerst selten, daß ihre Gefühle sich in Thränen Luft machten, jetzt aber war es der Fall und fühlte sie ihr beklommenes Herz dadurch einigermaßen erleichtert.

„Geld verborge ich nie; dieß ist bei mir Regel," antwortete Sir William.

„O, Sir William, um meinetwillen machen Sie einmal eine Ausnahme von dieser Regel. Es kostet Sie nur eine Kleinigkeit, einen Tropfen aus dem Oceane ihres Reichthums, und eine arme Verlassene wird den Segen des Himmels auf Sie herabflehen."

„Erlauben Sie mir liebes Kind, nochmals zu sagen, daß ich Geld niemals verborge, wohl aber verschenke ich dessen und zwar sehr freigebig, natürlich unter gewissen Bedingungen."

„O, Sir, es ist grausam und unmenschlich von Ihnen, in einem solchen Augenblicke auf diese Bedingungen hinzudeuten. Wenn noch ein Funken Erbarmen in Ihrem Herzen wohnt, so lassen Sie auf meinen Knieen mich Sie anflehen —"

„Entschuldigen Sie, dieß kann ich nicht zugeben. Es stört meine Gemüthsruhe und das Gleichgewicht meiner Stimmung. Ueberdieß vergeuden wir Beide auf diese Weise die Zeit. Das Ihrer Pflege anvertraute Kind wartet vielleicht mit Sehnsucht auf Ihre Rückkehr, es ist vielleicht dem Tode nahe. Sie kennen die Bedingungen, unter welchen ich bereit bin, Ihnen beizustehen. Erklären Sie sich damit einverstanden und

für Sie sowohl als für das Kind, für welches Sie sich so interessiren, soll gesorgt werden."

Amelie war wirklich auf die Kniee niedergesunken und verharrte einige Augenblicke in dieser Stellung. Endlich erhob sie sich. Ihre Wange war todtenbleich und ihr Auge stier, während sie mit tonloser Stimme sagte:

„Gut, Sir William; geben Sie mir Gold und ich gehöre Ihnen."

Sir William, welcher es unter seiner Würde hielt, auch nur einen Augenblick lang eine Spur von Ueberraschung zu verrathen, konnte gleichwohl jetzt nicht umhin aus seinem Blicke die Freude leuchten zu lassen, die der in seinem Herzen wohnende Teufel über den Sieg empfand, welchen das Gold über die Tugend davongetragen.

Amelie sah diesen Blick nicht, sondern sank seufzend und wie halb bewußtlos auf ihren Stuhl zurück.

Nicht lange darauf verließ Amelie das Haus um einige Pfund reicher als da sie dasselbe betreten, aber an dem Werthvollsten, was das Weib besitzt, beraubt, denn sie hatte versprochen, die Gesellschafterin eines Mannes zu werden, den sie haßte.

Sie eilte zurück nach ihrer Wohnung. Ihr Leben kam ihr nun vor, wie eine undurchdringlich schwarze Nacht, in welcher blos ein einziger, mattleuchtender Stern am Himmel stand. Dieser Stern war Joseph.

Es waren noch einige Läden offen und sie kaufte daher rasch einige der nothwendigsten Dinge ein. Dann

rief sie eine Droschke an und ließ sich so schnell als möglich nach Hause fahren.

Als sie an der Ecke der betreffenden, kurzen Straße angelangt war, stieg sie aus, legte den noch übrigen, nur wenige Schritte betragenden Weg zu Fuß zurück und eilte die Treppen hinauf.

Als sie in ihr Zimmer trat, sah sie Susanne am Bett und die Wirthin am Camin sitzen.

„Ach, Amelie, wo bleibst Du so lange?“ rief Susanne ihr entgegen; „seit beinahe zwei Stunden warte ich auf Dich. Wo bist Du gewesen?“

„Ich habe Lebensmittel und Medicin für Joseph geholt,“ antwortete Amelie, indem sie die mitgebrachten Gegenstände auf den Caminsims legte.

„Als ich fand, daß Du ausgegangen warst, blieb ich da und als der Kleine erwachte, reichte ich ihm seine Medicin und —“

„Ich danke Dir. Ich glaubte nicht, daß er so bald erwachen würde. Schläft er jetzt wieder?“

„Ja und zwar ohne Furcht, gestört zu werden,“ bemerkte Mrs. Jackson kurz.

Amelie, die eben über das Zimmer ging um nach dem Knaben zu sehen, blieb stehen.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Was ich damit sagen will?“ fuhr Mrs. Jackson fort. „Ich will damit weiter nichts sagen, als daß der Kleine vor einer halben Stunde auf Susannens Knieen gestorben ist. Wir wollen froh sein, daß er es überstanden hat.“

Amelie stürzte an das Bett und in diesem lag

allerdings die kleine Leiche des Knaben, für dessen leibliche Rettung sie ihr Seelenheil gefährdet hatte. Nachdem sie ihn einige Augenblicke lang schweigend betrachtet hatte, murmelte sie:

„Armer Knabe, das Gebet Deiner Mutter ist erhört; ich aber habe mein Versprechen nicht gehalten. O, warum handelte ich nicht schon früher?"

Sie bückte sich, küßte den Kleinen auf seinen kalten Mund, deckte das Kleidchen über sein Gesicht und ging nach der Thüre.

„Wo willst Du hin, Amelie?" fragte Susanne, indem sie ihre Freundin am Arme faßte.

„Fort! fort!"

Und indem Amelie dieß sagte, riß sie sich mit einem plötzlichen Ruck von Susannens Hand los und verließ das Zimmer.

„Was ist zu thun?" fragte Susanne. „Wie verstört und verzweifelt sie aussah."

„Wie soll ich wissen, was zu thun ist?" entgegnete Mr. Jackson. „Wer weiß, was ihr passirt ist, und der Tod des Kleinen hat die Sache jedenfalls noch schlimmer gemacht. Lieber Gott, sie ist ja auch weiter nichts, als ein schwaches Mädchen."

„Darauf haben Sie schon früher einmal hingedeutet, Mrs. Jackson," sagte Susanne. „Sie hatten aber damals Unrecht und haben es auch jetzt noch — Amelie ist zu gut, zu so etwas."

„Meinen Sie?" entgegnete Mrs. Jackson mit spöttischer Miene.

„Ich werde sehen, wo sie hingeht. Man darf sie in ihrer jetzigen Stimmung nicht allein lassen."

„Ach, lassen Sie sie doch thun, was sie will."

„Das ist meine Sache, entgegnete Susanne mit Nachdruck und verließ das Zimmer.

Sie kam auf die Straße, eben noch zeitig genug hinunter, um Amelie um die Ecke biegen zu sehen. Susanne lief so schnell sie konnte und es gelang ihr, Amelie, während diese weiter eilte, nochmals zu erblicken.

Susanne kam es vor, als wüßte Amelie, daß sie verfolgt würde.

Es dauerte nicht lange, so erreichten die Verfolgte und die Verfolgerin King William Street. Der Abend war finster und windig und der Regen schlug ihnen in's Gesicht.

Susanne war, mit dem Winde kämpfend, kaum im Stande, mit der Fliehenden Schritt zu halten, und zu rufen wäre vergeblich gewesen, denn der Wind trug den Schall rückwärts.

Als Susanne ihre unglückliche Freundin in King William Street einbiegen sah, ward sie von einem Gedanken durchzuckt, der sie zu neuer und vermehrter Anstrengung anspornte.

Mit jedem Schritt verminderte sie die sie von der Fliehenden trennende Entfernung. Es war gleichsam ein Wettlauf um Tod und Leben und Susanne wußte das.

Immer weiter eilten sie bis sie die Brücke erreichten.

Hier stand Amelie einen Augenblick still, wie um

Athem zu schöpfen. Susanne versuchte zu rufen, aber sie war es nicht im Stande.

Amelie, welche durch den kurzen Stillstand wieder frische Kraft gewonnen zu haben schien, stieg auf eine der an den beiden Seiten der Brücke angebrachten Bänke und von dieser auf das breite, steinerne Geländer.

Susanne sah dieß. Mit der Schnelligkeit eines Pfeils legte sie die, sie noch von ihrer unglücklichen Freundin trennende, Entfernung zurück und erreichte dieselbe in dem Augenblicke, wo sie in dem zwischen ihr und dem rauschenden Wasser unten schwebenden Dunkel verschwand.

Zum Glücke jedoch gelang es ihr noch einen Zipfel von Amelie's Kleid zu erfassen, und sie hielt diesen mit beiden Händen fest. So stand sie einen Augenblick still und rief dann mit laut gellender Stimme um Hilfe.

„Amelie, Amelie, setze Deinen Fuß auf den Mauerrand!" rief sie, „Hilfe! Hilfe! Amelie, Amelie, ich bitte Dich um Gotteswillen, sträube Dich nicht so! — Hilfe! Hilfe!"

So ward Amelie von Susanne mit verzweifelnder Anstrengung schwebend über dem Wasser erhalten. Sie suchte sich von der rettenden Hand loszumachen, aber ihre Kräfte waren zu Ende, ihre Augen schlossen sich und sie ward ohnmächtig.

Immer noch schrie Susanne um Hilfe und als sie fühlte, daß die Kraft ihrer Hände und Arme zu erlahmen begann, rief sie in ihrer Seelenangst:

„O, Gott, verlaß' mich nicht, sonst ist sie verloren!"

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so sah sie einen Constabler und einen andern Mann von der Cityseite und einen dritten von der Southwarkseite herbeigeeilt kommen.

„Hilfe! Hilfe!" schrie sie nochmals, „um Gotteswillen schnell! schnell!"

Im nächsten Augenblicke waren die drei Männer zur Stelle und ergriffen Amelie's Kleid, damit Susanne loslassen konnte.

„Ach, Gott, das Kleid zerreißt!" rief Susanne. „Das Kleid zerreißt! fassen Sie sie bei der Hand! bei der Hand!"

Ohne die Gefahr zu scheuen, bog der Mann, welcher von der Southwarkseite gekommen war, sich weit und tief über das Brückengeländer und ergriff mit der einen Hand den Arm der Unglücklichen, während er sich mit der andern fest anhielt.

Dann zog er mit herkulischer Kraft die Ohnmächtige so weit empor, daß der Constabler und der andere Mann sie ebenfalls erfassen und mit über das Brückengeländer heben helfen konnten.

„Gott sei Dank, sie ist gerettet!" kreischte Susanne und sank dann, von der ungeheuern Anstrengung und Gemüthsbewegung überwältigt, ebenfalls ohnmächtig zur Erde nieder.

„Kommen Sie hierher, Constabler," sagte der eine Herr. „Leuchten Sie einmal mit Ihrer Laterne der Geretteten in's Gesicht. Gerechter Gott! Es ist meine Schwester!"

Vierzehntes Capitel.

Als Susanne und Amelie wieder zur Besinnung erwachten, sahen sie sich in der Obhut der Polizei. Susanne durfte nach Hause gehen, Amelie aber ward wegen versuchten Selbstmords in Haft behalten.

Georg, der so unerwartet auf der Londonbrücke erschienen war, hatte sich auf Zureden der Polizeibeamten wieder entfernt, denn man schloß selbst aus den kurzen Erklärungen, die er gegeben, daß sein plötzliches Erscheinen eine nachtheilige Wirkung auf Amelie's Körper- und Geisteszustand äußern könnte.

Nachdem der Polizeiinspector ihn daher versichert, daß Alles gethan werden würde, was ihr Zustand nöthig und räthlich erscheinen ließe, entfernte er sich und sprach nur noch den Wunsch aus, daß man Susanne zu ihm — er nannte das Gasthaus, in welchem er vor der Hand seine Wohnung zu nehmen gedachte, — bringen möchte, damit er von ihr die Geschichte seiner Tante und seiner Schwester erführe.

Susanne wunderte sich daher nicht wenig, als sie, nachdem sie sich einigermaßen wieder erholt hatte, von einem Constabler in einer Droschke nach einem kleinen Logirhaus begleitet ward, wo man sie in ein kleines Zimmer wies, in dessen Kamin ein soeben erst angezündetes Feuer brannte.

„Hier will ich Sie verlassen," sagte der Constabler. „Morgen Vormittag werden Sie nicht verfehlen, wieder im Polizeihof zu erscheinen. Ich habe Sie auf den Wunsch eines Freundes der armen, jungen Dame hierhergebracht. Er wird sogleich selbst hier sein. Gute Nacht."

Mit diesen Worten verließ der Constabler das Zimmer und Susanne sank auf einen Stuhl nieder und weinte.

Sie war von dem, was sie gethan und was um sie her vorging, so überwältigt und überrascht, daß sie nicht im Stande war, ihre Gedanken zu sammeln und eine einzige Frage zu thun.

Es dauerte nicht lange, so trat Georg in's Zimmer.

Susanne weinte immer noch und bemerkte seinen Eintritt nicht.

Er näherte sich ihr legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte leise:

„Susanne!"

Susanne erhob sich, sank aber, immer noch nicht im Stande, zu sprechen, laut schluchzend wieder nieder.

„Susanne," hob Georg wieder an, „kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin Georg, Amelie's Bruder."

„Was? Sie sind Georg!" rief Susanne, indem sie die Hände vom Gesichte nahm und nun erst den Sprechenden ansah. „Sie sind Georg! O, mein Gott, wie haben Sie sich verändert! Wie sind Sie gewachsen! Ach, das nenne ich eine Ueberraschung. Wie wird Ihre arme Schwester sich freuen, Sie zu sehen! O, Georg!

wollte Gott, Sie wären nicht fortgegangen. Wenigstens ist es grausam von Ihnen gewesen, nicht einmal etwas von sich hören zu lassen. Gott weiß, mit welchen furchtbaren Leiden und Entbehrungen das arme Mädchen zu kämpfen gehabt hat!"

Georg, jetzt ein erwachsener, schöner Mann, stand in der Mitte des kleinen Zimmers und die Thränen rieselten über seine bleichen Wangen herab, als er Susannens Schilderung hörte.

„Susanne," hob er, als sie schwieg, an, „ich bin erst seit drei Stunden wieder in England. Was ich gethan, ist vielleicht unrecht gewesen und wenn dem so ist, so hat meine Strafe nun begonnen. Wenn ich Vorwürfe verdiene, so verlange ich nicht, daß Sie mir dieselben ersparen, um's Himmels willen aber lassen Sie mich wissen, was meiner Tante, meiner Schwester und dem kleinen Joseph während meiner Abwesenheit begegnet ist."

„Das ist eine lange und traurige Geschichte," entgegnete Susanne.

„Nehmen Sie sich Zeit, Susanne," sagte Georg, als er sah, daß sie vor Weinen kaum weitersprechen konnte, und setzte sich neben sie. „Nehmen Sie sich Zeit. Ich werde geduldig und aufmersam zuhören. Lassen Sie mich sofort das Schlimmste wissen."

Susanne trocknete ihre Thränen, stützte die Ellbogen auf die Kniee und ihren Kopf in die Hände. So begann sie, ihren Blick stier auf das Feuer geheftet haltend, die traurige Geschichte. Sie erzählte jeden Umstand anschaulich und der strengsten Wahrheit gemäß.

Als sie von Elisens Tod sprach, erhob sich Georg und ging im Zimmer auf und ab, und als sie ihm erzählte, wie Amelie den Kleinen bei ihrer Nachhausekunft todt gefunden, vermochte er seine Thränen nicht zurückzuhalten.

Susanne sah ihn nicht an. Sie sprach von den Anfechtungen und Versuchungen, welchen sie selbst ausgesetzt gewesen. Sie fühlte einen gewissen Stolz in dem Bewußtsein, daß Amelie bis zuletzt allen diesen Versuchungen Trotz geboten hatte.

Als Susanne mit ihrer Geschichte zu Ende war, nahm Georg wieder neben ihr Platz, faßte ihre Hand in die seine und hob an:

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Susanne, mit welchen Gefühlen ich die Heimath verließ. Als ich Indien erreicht hatte, verließ ich mein Schiff und benützte eine eben sich darbietende Gelegenheit, nach Australien zu gehen, wo die Goldlager entdeckt worden waren, welche noch fortwährend eine so mächtige Anziehungskraft ausüben. Ich dachte an die armen Meinigen, die ich zurückgelassen, und wollte auf jede Gefahr hin versuchen, in den Besitz eines ansehnlichen Quantums des so viel begehrten Metalls zu gelangen. O Susanne, ich kann Ihnen nicht schildern, welche furchtbare Arbeit ich in den Goldgräbereien zu verrichten hatte, und welche Entbehrungen ich ertragen mußte, um das zu finden, was die Macht hat, die Menschen glücklich und unglücklich zu machen. Anfangs waren alle meine Bemühungen erfolglos, während Andere dicht neben mir gute Ausbeute fanden. Ich betete, daß mir in meinen Träumen

angedeutet werden möchte, wo ich mit gutem Erfolge suchen könnte, aber ich sah in diesen Träumen nichts weiter als die Personen, die ich daheim zurückgelassen. Zuweilen sah ich sie mit lächelnden Gesichtern, zuweilen aber auch elend und abgezehrt. Manchmal träumte ich, Amelie gehe in den Straßen betteln, dann wieder sah ich sie in einem prächtigen Hause als Opfer der Lüste eines reichen Mannes. Ich ward krank und lag mehrere Wochen lang im bewußtlosen Zustande. Wie ich wieder genas, ist mir heute noch ein Räthsel, aber ich ward wieder gesund und ging mit verzweifelter Energie von Neuem an's Werk. Eines Tages sah ich einen Kameraden einen großen Goldklumpen finden, der an und für sich ein ganzes Vermögen ausmachte, während ich immer noch nichts gefunden hatte. Ich sah, wie der Mann dieses Gold des Nachts bewachte; er schien es förmlich anzubeten. O, Susanne! ich schaudere jetzt noch, wenn ich daran denke. Ich stand hinter ihm, mit der Hand an dem Messer, welches ich im Gürtel trug. Wir waren allein. Schon hob ich die Hand, um den tödtlichen Streich zu führen, aber in diesem Augenblicke sah ich meine Tante Elise vor mir stehen und ihre Augen mit vorwurfsvoll mahnendem Blicke auf mich gerichtet. Ich ließ den Mordstahl wieder sinken, verließ die gefährliche Nähe meines glücklichen Nachbars und dankte Gott auf den Knieen, daß er mir dieses Verbrechen erspart hatte."

„Am nächstfolgenden Tage lächelte auch mir das Glück, und ich fand Gold; mit jedem folgenden Tage immer mehr, zuweilen als Staub, zuweilen in größeren

Stücken, so daß ich vor Freuden hätte wahnsinnig werden mögen, besonders da ich aus Vorsicht meine Schätze geheim hielt und keinem Menschen etwas davon sagte. Als ich genug zu besitzen glaubte, trieb es mich wieder nach England zurück. Wie fürchtete ich, jeden Augenblick ermordet und beraubt zu werden, ehe ich den Einschiffungsplatz erreichte. Endlich befand ich mich mit meinem Reichthum an Bord. Wie beobachtete ich nun jedes Manöver der Matrosen, um zu sehen, ob mir nicht vielleicht noch auf der Ueberfahrt durch die Elemente Gefahr drohe. Endlich kamen wir in den Canal, wo wir in der That noch einen furchtbaren Sturm zu bestehen hatten. Nie werde ich die letzte Nacht vergessen, die ich auf dem Meere zubrachte, Alle am Bordschiffe glaubten, ich hätte den Verstand verloren und bemitleideten mich. Heute Vormittag erreichten wir Gravesend, diesen Nachmittag schiffte ich mein Gold an's Land und übergab es im Zollhause zur sichern Aufbewahrung. Dann reiste ich mit dem Postzuge hieher, nach London, ab, und kam eben zeitlich genug, um Amelie retten zu helfen."

„Gott segne Sie, Georg!" rief Susanne. „Sie sind ein wackerer Mann."

„Nun wissen Sie meine Erlebnisse," hob Georg wieder an; aber in einer Beziehung ist mir noch nicht Alles klar. Sie sagen mir, Amelie habe Noth gelitten und zwar um so mehr, weil ihr die Hälfte des Lohnes nicht mehr ausbezahlt worden sei. Dieß konnte natürlich nicht anders kommen, weil ich nach der Ankunft in Indien nicht mehr im Dienste der betreffenden Schiffseigenthümer stand. Ich habe aber zweimal an Amelie

geschrieben, um kundzuthun, wo ich war, und das letzte Mal, wo ich schrieb, es sind dieß nun neun Monate her, fügte ich meinem Briefe eine Summe bei, mit welcher sie bis zum heutigen Tage recht wohl und bequem hätte auskommen können."

„Amelie hat aber nie etwas empfangen," sagt Susanne.

„So scheint es allerdings; aber ich werde dieser Sache auf den Grund gehen," sagte Georg.

Er und Susanne sollten in dieser Beziehung etwas erfahren, wodurch ihre Herzen noch mehr verwundet wurden.

Fünfzehntes Capitel.

Am nächstfolgenden Morgen ward Amelie in's Verhör geführt; Georg aber, der immer noch fürchtete, daß sein plötzliches Erscheinen eine nachtheilige Wirkung auf sie äußern könnte, hielt sich fern und trug dem Inspector auf, dem Polizeirichter zu sagen, daß für Amelie's ferneres Unterkommen gesorgt sei.

Die erste Person, welche Amelie bei ihrem Eintritte in den hohen Polizeigerichtshof erblickte, war Susanne, und als sie das hoffnungsvolle Lächeln derselben und das Gemisch von Freude und Kummer in ihrem Gesichtsausdrucke gewahrte, bedauerte sie fast, daß ihr Selbstmordversuch nicht gelungen war.

Der ganze Vorfall ward nun einer genauen Erörterung unterzogen. Amelie theilte auf Befragen eine kurze Geschichte ihrer Leiden mit und erwähnte dann

auch zum Schlusse das Versprechen, welches sie Sir William gegeben.

Als Grund ihrer verbrecherischen That gab sie an, daß sie sich nun, wo sie nach Josephs Tode Niemanden mehr gehabt, für den sie zu leben gewünscht, vor Sünde und Schande habe retten wollen.

Der Polizeirichter erklärte, nachdem er dieß Alles mit angehört, daß er kein Wort davon glaube, sondern überzeugt sei, es handle sich hier wie in vielen schon dagewesenen derartigen Fällen um ein Manöver, welches darauf berechnet sei, die Sympathien wohlthätig gesinnter Menschen rege zu machen.

Amelie — eine Person, die ihrem eigenen Geständnisse zufolge der größten Immoralität fähig sei, um Geld zu verdienen — behaupte, sie habe die Absicht gehabt, sich in's Wasser zu stürzen. Wohlweislich aber habe sie eine Freundin und Genossin mitgenommen, die ihr bei Ausführung einer allerdings sehr gut ausgeführten Kömödie behülflich gewesen sei.

Der würdige Beamte hätte vielleicht in diesem Tone noch lange sich ausgesprochen, wenn nicht sein Protokollant ihn unterbrochen und leise etwas zugeflüstert hätte.

Die beiden Herren sprachen einige Minuten lang eifrig mit einander und endlich hob der Polizeirichter wieder an:

„Es scheinen jedoch bei dieser Sache einige ganz besondere Umstände obzuwalten und die Entscheidung muß deshalb vertagt werden, weil erst nähere Erkundigung einzuziehen ist.“

Am nächstfolgenden Tage erschienen längere und kürzere Berichte über den Vorfall in den Zeitungen und wurden je nach der Anschauungsweise der Leser natürlich sehr verschieden beurtheilt. Manche stimmten der Meinung des Polizeirichters bei, Andere dagegen glaubten, daß es sich hier um eine wirklich beklagenswerthe Unglückliche handle und thaten die geeigneten Schritte, um helfend einzuschreiten.

So kam es, daß der Beamte schon am dritten Tage öffentlich bekannt machte, er habe mehrere zur Unterstützung Amelie's bestimmte milde Gaben erhalten. Georg lehnte dieselben im Namen seiner Schwester ab und überließ das Geld dem Beamten zur geeigneten weiteren Verfügung.

Amelie blieb nicht lange in Haft. Schon am Ende des zweiten Tages ward sie freigelassen. Susanne Green kam, um sie abzuholen und stieg mit ihr in die zu diesem Zwecke mitgebrachte Droschke.

Eine Zeitlang saßen die beiden Freundinnen schweigend nebeneinander. Endlich fragte Amelie:

„Wo fahren wir hin?"

„Nach Hause," sagte Susanne.

„Nach Hause!" rief Amelie, indem sie sich herum drehte und ihrer Freundin in's Gesicht sah. „Nach Hause! Ist es möglich, Susanne, daß Du mich wieder in jenes Haus zurückbringen willst, an welches ich nicht ohne Schaudern denken kann?"

„Nein, davon ist nicht die Rede," entgegnete Susanne.

Ihre Augen begegneten sich und zum ersten Male

bemerkte Susanne nun, die ungeheure Veränderung welche mit Amelie vorgegangen war und das Gemüth der Freundin mit den bangsten Befürchtungen erfüllen mußte.

„Was soll das heißen?" fragte Amelie. „Wir sind ja beinahe aus der Stadt hinaus."

„Aber der Heimath um so näher — eine Heimath, Amelie, die für Dich eine glückliche sein wird. Lächle nicht darüber, als ob Du es nicht glauben könntest oder wolltest."

„Kannst Du Dich über diesen Mangel an Glauben wohl wundern?" entgegnete Amelie. „Es gibt für mich jetzt nur noch eine Möglichkeit, zu leben, und diese ist nur ein langsamer Tod."

„Ach sprich nicht so, Amelie. Fasse Muth und suche heiter zu sein. Sieh' nur, wie schön die Sonne scheint! Da kommen wir schon in's Freie! Wie herrlich ist es, den ganzen Sommer auf dem Lande leben zu können. Wir wollen die Wagenfenster öffnen. Wie weich und balsamisch ist diese Luft! Es ist mir, als müßte ich hinausspringen. Du hast noch Vieles, wofür Du dankbar sein mußt, und man hat mir gesagt, daß die neue Heimath, in welche ich Dich jetzt bringe, eine sehr angenehme sei."

„Wer hat Dir denn das gesagt?"

„Dasselbe freundliche, gute Herz, welches Dir diese neue Wohnstätte bereitet hat und jetzt Deiner Ankunft entgegensieht, um Dich willkommen zu heißen."

„Was willst Du damit sagen, Susanne? Ich kann mir nicht denken, daß Du mich durch Anspielungen

auf diesen verhaßten Sir William zu martern suchst. Muß ich ihm denn wirklich zur Beute werden? O, warum ließest Du mich nicht sterben? Dann hätte ich diese Erniedrigung nicht zu fürchten gebraucht."

„Amelie, es gibt auf Gottes ganzer weiter Erde keine Seele, die Dich mehr liebt als ich, selbst nicht Deinen Bruder, obschon ich weiß, daß seine Liebe zu Dir groß ist, und ich würde lieber auf ewig verstummen, als nur ein Wort über einen Gegenstand fallen lassen, den wir Beide so gern vergessen möchten."

„Aber dann verstehe ich Dich nicht."

„Du hast außer mir noch mehr Freunde."

„Ich kenne keinen."

„Du hast Verwandte."

„Sie sind todt."

„Nicht alle, Amelie."

„O doch, alle mit Ausnahme meines Bruders, und dieser kann auch todt sein. Vielleicht ist es so auch am besten."

„Dann läge Dir wohl gar nichts daran, Amelie, Deinen Bruder wiederzusehen?" fragte Susanne in erheuchelt naiver Weise.

„O ja. Ich möchte ihn glücklich sehen und dann sofort sterben."

„Ach, rede doch nicht immer vom Sterben!" rief Susanne. „Wenn nun Dein Bruder als reicher Mann nach England zurückkäme?"

„Eben so gut könnte man annehmen, daß eine Nähterin durch ihre Nadel reich würde als ein Seemann durch seinen Beruf," entgegnete Amelie.

„Nun, in der Welt sind schon sonderbarere Dinge vorgekommen.“

„Aber was meinst Du Susanne?“ fragte Amelie die allmälig ungeduldig ward. „Wenn Du etwas Ernstes mitzutheilen hast, so sage es mir, ich kann es ertragen.“

„Etwas Ernstes habe ich nicht mitzutheilen.“

„Etwas Freudiges aber gewiß auch nicht. Mein Leben weiß davon nichts.“

„Wenn Du mir versprechen wolltest, nicht in übermäßige Aufregung zu gerathen —“

„Ich verspreche Dir, was Du willst. Wenn Du mir etwas zu sagen hast, so sage es, damit ich weiß, woran ich bin.“

Susanne theilte nun vorsichtig mit, daß der Mann, der zu so gelegener Zeit gekommen war, um das Werk ihrer Rettung vollenden zu helfen, kein Anderer sei, als ihr Bruder; daß er, reich aus den Goldgräbereien zurückgekehrt, nicht weit vor der Stadt ein möblirtes Haus gemiethet habe, wo sie wohnen solle, so lange es ihr beliebe. Dann erwähnte sie noch, daß das Begräbnis des kleinen Joseph in anständiger Weise stattgefunden habe.

Während Susanne so sprach, bemerkte sie in Folge des Geräusches, welches die Räder des Wagens machten, nicht, daß Amelie gleich nachdem sie die Mittheilung über ihren Bruder vernommen, ohnmächtig in die Ecke des Wagens zurück sank.

Als Amelie wieder zur Besinnung erwachte, ruhete sie in den Armen ihres Bruders, während Susanne

ihr Schläfe und Stirn benetzte. Sie war jedoch noch zu tief erschütttert, um sprechen zu können.

Sie schlug blos die Augen auf, versuchte ihren Bruder anzulächeln, schlang ihren Arm womöglich noch fester um seinen Hals und sank dann in einen lethargischen Zustand, aus welchem sie mehrere Wochen lang nie vollständig erwachte.

Mittlerweile blieb Georg jedoch nicht müßig. Er hatte sich vorgenommen, wo möglich zu entdecken, was aus den Werthpapieren geworden sei, die er seinem Briefe an Amelie beigeschlossen hatte.

Anfangs stieß er auf bedeutende Schwierigkeiten, ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken.

Endlich gelang es ihm, die Spur der Briefbeutel des Schiffes von diesem nach dem Postbureau und von da nach London zu verfolgen, und in Folge der bewundernswürdigen Einrichtung des Hauptpostamtes ermittelte er, wer der Briefträger gewesen war, welcher während einer gewissen Zeit die Briefe in dem betreffenden Stadttheile auszutragen hatte.

Dieser Mann versicherte mit Bestimmtheit und glaubhaft, daß alle ihm zur Bestellung übergebenen Briefe richtig an ihre Adressen abgeliefert oder wieder an das Postbureau zurückgegeben worden seien.

Es ließ sich deßhalb nicht bezweifeln, daß die Briefe ihre Bestimmung erreicht hätten, daß das Geld von Jemandem in Empfang genommen worden sein mußte.

Die Unterschlagung lag nothwendig zwischen dem Briefträger und den Bewohnern des fraglichen Hauses

Gegen den Briefträger hatte Georg keinen Verdacht. Dieser galt vielmehr einer andern Person und darauf hin handelte Georg mit Umsicht, Schnelligkeit und Entschlossenheit.

Ehe noch viele Tage um waren, ward unsere alte Bekannte, Mrs. Jackson, Amelie's Wirthin, wegen Unterschlagung von Briefen und Anweisungen an das Criminalgericht abgeliefert. Sie hatte sich dem Briefträger gegenüber für Tante Elise ausgegeben und das Geld, welches diese und ihr Kind vor dem Tode bewahrt haben würde, in ihrem eigenen Nutzen verwendet.

Die Furcht löste ihr die Zunge und sie lieferte somit die Beweise, die außerdem nicht leicht zu erlangen gewesen sein möchten, selbst. Sie war zu mehrjähriger Deportation verurtheilt und es gereichte Georg zur Befriedigung, zu wissen, daß wenigstens eine von Amelie's Feindinnen den verdienten Lohn gefunden hatte.

In Bezug auf Sir William schlug er einen andern Weg ein. Tag für Tag ließ er sich bei ihm anmelden, ward aber niemals vorgelassen. Nun blieb ihm weiter nichts übrig, als dem vornehmen Lüstling auf der Straße aufzulauern.

Eines Tags, als er ihn im Begriffe sah, zu Pferde zu steigen, eilte er hinzu und fragte, „ob er die Ehre habe, Sir William zu sprechen?"

Die Antwart war bejahend. Georg gab sich sofort zu erkennen, packte Sir William beim Rockkragen, zählte ihm mit einer kurzen, schweren Reitpeitsche, die er zu diesem Zwecke gekauft, eine gehörige Tracht Hiebe auf und schleuderte ihn dann in den Rinnstein.

Alles dieß geschah so schnell, daß Sir William's Reitknecht die feurigen Rosse, welche, als sie Georgs feindselige Handlung sahen, auszuschlagen und zu bäumen begannen, nicht sich selbst überlassen konnte und eben so wenig im Stande war, dem Portier und der übrigen Dienerschaft zu klingeln.

Auf diese Weise hatte Georg es ganz bequem und benutzte die Zeit so gut als möglich.

Sechzehntes Capitel.

Einige Tage nach dem, an welchem der zuletzt erzählte Vorfall sich ereignete, ward Georg, als er in den ersten Abendstunden den Strand entlang schlenderte und auf einen Omnibus wartete, um mit demselben nach Hause zu fahren, einer armselig gekleideten Frauensperson ansichtig, welche ihm bekannt vorkam, obschon er sich nicht auf ihren Namen besinnen konnte.

Ihre Augen begegneten sich und beide blieben stehen.

„Entschuldigen Sie," sagte Georg; „haben wir einander nicht schon früher gesehen?"

„Das ist wohl möglich," entgegnete das Frauenzimmer.

„Ich heiße Pratt — Georg Pratt."

„Ah, ganz richtig; jetzt besinne ich mich. Wie geht es Ihnen? Sind Sie schon lange wieder zurückgekehrt?"

„Nein, erst seit einigen Wochen," antwortete Georg. „Da Sie sich aber meines Namens erinnern, so haben Sie wohl die Güte, mir auch den Ihrigen zu

nennen, denn ich kann mich nicht darauf besinnen und wenn ich sterben sollte."

„Ich heiße Caroline Johnson."

„Ach ja, jetzt wird mir Alles klar! Wie geht es Ihnen? Wohl nicht besonders gut?"

„Allerdings habe ich in der letzten Zeit mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt," entgegnete Miß Johnson.

„Es thut mir sehr leid, dieß zu hören," antwortete Georg.

„Ja, es ist mir seit jener unglücklichen Angelegenheit sehr schlimm gegangen. Wahrscheinlich haben Sie noch nichts davon gehört. Es ist aber eine ziemlich lange Geschichte und Sie haben vielleicht jetzt nicht viel Zeit."

„O, für meine alten Freunde habe ich immer ein wenig Zeit übrig," entgegnete Georg, „und wenn Sie hier mit eintreten und ein Tasse Thee mit mir trinken wollen —"

„Das werde ich mit dem größten Vergnügen thun," entgegnete Miß Johnson.

Georg führte sie hierauf in eines der Caffeehäuser in der Nähe des Strand-Theaters und ging mit ihr hinauf in ein Zimmer, in welchem für den Augenblick keine Gäste weiter anwesend waren.

Aus Miß Johnson's Blässe und der Aermlichkeit ihrer Kleidung schloß Georg, daß sie höchst wahrscheinlich seit längerer Zeit keine ordentliche Mahlzeit genossen. Er ließ deshalb vor allen Dingen ein reichliches, gutes Souper auftragen.

Nachdem man mit diesem fertig war, sagte er:

„Nun, denn, Miß Johnson, wenn Sie mir Ihre Geschichte erzählen wollen, so bin ich bereit, nicht blos, dieselbe aufmerksam anzuhören, sondern Ihnen auch wo möglich für die Zukunft beizustehen, denn meine Schwester und Susanne Green haben mir gesagt, daß Sie meiner armen Tante eine Menge Gefälligkeiten erzeugt haben."

„Ach, mein Gott," entgegnete Miß Johnson, „was ich gethan habe, war nicht viel und keinesfalls mehr, als was Frauen für einander zu thun verpflichtet sind. Sie haben mir aber noch nichts von Ihrer Schwester gesagt; ist diese wohlauf?"

„Nein, das kann ich leider nicht sagen," entgegnete Georg, der nun mit wenigen Worten erzählte, mit welchen schweren Prüfungen Amelie seit dem Tode ihrer Tante zu kämpfen gehabt, wie sie durch Verzweiflung zu dem Entschlusse gekommen, sich das Leben zu nehmen, und glücklicherweise durch Susanne gerettet worden sei.

Nun begann Miß Johnson ihre Geschichte, indem sie anhob:

„Bald nach dem Tode Ihrer Tante verließ ich die Wohnung, welche ich bei Mrs. Jackson innegehabt, und —"

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche," sagte Georg. „Wissen Sie schon, daß dieses alte, schlechte Weib zur Deportation verurtheilt worden ist?"

„Zur Deportation?" rief Miß Johnson.

„Ja, zur Deportation."

„Aber wie ist das zugegangen?" fragte Miß Johnson, vor Ueberraschung ihre eigenen Trübsale vergessend.

„Ganz einfach auf folgende Weise," fuhr Georg fort. „Als ich in Australien war, schickte ich meiner Tante eine Summe Geld. Der Brief gerieth in Mrs. Jackson's Hände und sie behielt das Geld für sich, während meine arme Tante und Schwester Noth leiden mußten. Ich brachte die Sache zur Anzeige, die alte Diebin ward festgenommen, überführt und verurtheilt."

„Gerechter Gott! Das hätte ich nimmermehr geglaubt."

„O, es geschehen auf der Welt noch mehr dergleichen, fast unglaubliche Geschichten, wie Sie aus eigener Erfahrung wissen werden," sagte Georg. „Haben Sie nun die Güte, weiter zu erzählen; ich werde Sie womöglich nicht wieder unterbrechen."

„Wohlan," fuhr Mrs. Johnson fort, „bald nach dem Tode Ihrer Tante verließ ich, wie schon erwähnt, die Wohnung, die ich bei Mrs. Jackson innegehabt. Ich hatte ein Engagement in einem Putz- und Kinderwäschgeschäfte erhalten. Es war ein sehr flottes gutes Geschäft und der Grund, warum der Inhaber einer Directrice bedurfte, war der, daß er kürzlich seine Gattin verloren, welche ihre Zeit fast ausschließlich dem Geschäfte gewidmet hatte. Ich sollte mit in dem Hause wohnen und Aufsicht über Alles führen. Ich betrachtete diese Stellung als eine solche, die ich möglichst gut auszufüllen suchen mußte, und widmete mich dem Geschäfte mit größerem Eifer, als wenn es mein eigenes gewesen wäre. Ich ward so zu sagen zum ersten Mal in

meinem Leben eine förmliche Sclavin. Der Geschäftsinhaber fand, daß Alles einen gedeihlichen Fortgang nahm, und alle Kunden sprachen sich einstimmig dahin aus, daß das Geschäft unter meiner Leitung entschieden gewonnen habe, denn die Verstorbene hatte wohl Fleiß und Ausdauer, aber keinen besonders guten Geschmack besessen. Ich war stolz auf das meinen Bemühungen gezollte Lob und das, was ich anfänglich gethan, weil es meine Pflicht war, that ich nun aus Liebe und Lust zur Sache selbst.-Wochen vergingen und der Besitzer interessirte sich immer weniger für das Geschäft, so daß es mir förmlich Mühe kostete, ihn zur Durchsicht meiner wöchentlichen Rechnungsabschlüsse zu bewegen. Manchmal ließ er über einen Monat und noch länger vergehen, ehe er einmal meine Buchführung prüfte."

„Endlich begann er mir mit ungebührlichen Vertraulichkeiten lästig zu fallen. Ich will mich nicht für übertrieben bescheiden ausgeben, denn Sie würden mir nicht glauben, wohl aber wußte ich, daß ich, wenn ich meine Autorität in diesem Hause behaupten wollte, mir auch die Achtung des Besitzers wahren müßte. Sie werden mir daher glauben, wenn ich sage, daß mein eigenes Interesse mich bewog, diesen familiären Annäherungen entschiedene Kälte entgegenzusetzen, und nachdem mein Chef ein oder zweimal ohne Erfolg sich in mein Zimmer einzudrängen versucht hatte, schien er alle weiteren derartigen Versuche aufzugeben. Alles ging nun wo möglich noch glatter als zuvor seinen Gang. Ich wünschte mir Glück

zu meiner Festigkeit und glaubte mir dadurch eine behagliche und dauernde Stellung gesichert zu haben. Ich irrte mich aber. Plötzlich, eines Abends brachte mein Chef einen Freund, den er zum Abendessen eingeladen, mit nach Hause. Sie traten durch den Laden ein und ich erkannte in diesem Freunde Mr. Sublimus Quizby.

„Der Teufel hole ihn!" murmelte Georg.

„Er erkannte mich natürlich und redete mich an. Ich antwortete so kalt als möglich und die beiden Herren gingen weiter in das Zimmer hinein. Ich weiß es nicht gewiß, aber ich argwohnte sogleich, daß dieser Quizby etwas geäußert hatte, was nicht zu meinem Vortheil sprach, denn ich ward von meinem Chef auf einmal sehr rauh und unhöflich behandelt. Ich sage Ihnen die reinste Wahrheit, Mr. Pratt, und trage kein Bedenken, Sie zu meinem Vertrauten zu machen, denn ich kenne Sie ja von früher her. Einmal sagte er zu mir: „Warum zum Teufel weisen Sie meine Annäherungen zurück? Ich bin doch noch ein ganz anderer Mann als Quizby, dem eine kleine Summe abzuluchsen Ihnen gelang. Ich ärgerte mich für den Augenblick so sehr, daß ich nicht antworten konnte, und er fuhr fort:

„Sie sehen, daß ich von Ihrem Thun und Treiben ein wenig mehr weiß, als Sie geglaubt haben."

„Sie scheinen," entgegnete ich, „sehr neugierig gewesen zu sein, und ich glaube das Beste für uns Beide ist, wenn Sie eine andere Directrice engagiren, die ihren Wünschen besser entspricht."

„O, sehr schön," sagte er, „Soll ich das als eine förmliche Kündigung betrachten?"

„Allerdings," entgegnete ich und verließ das Zimmer."

„Nach Ablauf des Monats überreichte ich ihm meine Rechnungsbücher zur Durchsicht und nahm dann Abschied. Als ich meine neue Wohnung bezogen hatte, ärgerte ich mich ein wenig über mich selbst, daß ich in meinem Benehmen so kurz und schroff gewesen war und sagte mir, daß ich den alten Narren auf für mich vortheilhafte Weise hätte behandeln können. Während ich so bei mir dachte, ward plötzlich an meiner Thüre gepocht, und mein früherer Chef trat in Begleitung eines Constablers herein.

„Wir wünschen, bei Ihnen Haussuchung zu halten, Miß Johnson," sagte er ohne weitere Umstände.

„Wonach denn?" fragte ich mit dem größten Erstaunen!

„Wonach?"

„Wonach sonst, als nach Dingen, die ich vermisse," antwortete er.

„O, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen etwas gestohlen habe, so steht es Ihnen vollkommen frei, bei mir nachzusuchen," sagte ich.

„Die Nachsuchung ward fofort begonnen und in der That fand sich in einem meiner Koffer ein sauber zusammengewickeltes Bündel Kinderwäsche und mitten in demselben ein halbes Dutzend silberner Löffel. Ich war wie vom Donner gerührt und als ich entschieden in Abrede stellte, daß ich diese Sachen mit Wissen

und Willen mitgenommen, lächelte der Constabler bloß und mein ehemaliger Chef fragte in einem Tone, dessen ich ihn nie für fähig gehalten hätte:

„Aber wie zum Teufel sollten diese Sachen in Ihren Koffer gekommen sein?"

„Ich ward nach der Polizeistation gebracht, als des Diebstahls verdächtig verhaftet, schuldig gefunden und zu drei Monaten Gefängnis verurtheilt. Ich schwöre aber zu Gott und wenn dieß der letzte Augenblick meines Lebens wäre, daß ich an dem mir schuldgegebenen Diebstahl vollkommen unschuldig war und bin."

„Und was haben Sie seit dieser Zeit gemacht?" frug Georg.

„Ich bin noch nicht lange wieder frei. Sofort nach meiner Entlassung sah ich mich nach Arbeit um, aber mochte ich kommen wohin ich wollte, so schien Jeder in mir die bestrafte Verbrecherin zu erkennen. Man scheute sich, mir Arbeit anzuvertrauen, oder mich in's Haus zu nehmen. Endlich gelang es mir doch, Arbeit in einem Geschäft zu bekommen, in welchem man aber unerhört niedrigen Lohn bezahlt. Man ist dort froh, Jemanden zu haben, der für dieses Geld arbeitet, und da bin ich noch."

„Aber, wenn Sie nicht selbst jene Gegenstände mitgenommen hatten, wissen Sie denn nicht, wer sie Ihnen in Ihren Koffer practicirt haben könnte?" fragte Georg.

„Anfangs glaubte ich, mein Chef selbst habe es gethan, seitdem ich aber wieder frei bin, habe ich Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß eine der Ar-

beiterinnen, welche mir immer sehr viel zu schaffen machte, jetzt Directrice ist," fuhr Miß Johnson fort. „Sie hatte gleich von Anfang an einen heimlichen Groll gegen mich — weshalb, weiß ich nicht — und war fortwährend bemüht, Zwistigkeiten zwischen dem Chef und mir zu veranlassen. Jetzt ist sie Herrin in jeder Beziehung und sie habe ich im gegründetsten Verdacht, mir diesen schändlichen Streich gespielt zu haben."

„Wo wohnen Sie jetzt?" frug Georg.

„Ich bewohne gemeinschaftlich mit einer andern Arbeiterin ein Zimmer in einem Hofe in der Nähe von Drury Lane."

„Miß Johnson," fuhr Georg, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, fort, „ich will Ihnen ganz offen sagen, was ich denke. Ich bin überzeugt, daß Sie an dem Ihnen zur Last gelegten Verbrechen vollkommen unschuldig sind, aber Sie werden selbst zugeben, daß manches Andere, was Sie gethan, nicht ganz das Gepräge der Rechtlichkeit trägt. Sie sehen, wie leicht es ist, Jemanden, der nicht völlig makellos dasteht, in Verdacht zu bringen, und verlassen Sie sich darauf, Quizby hat sich die vortreffliche Gelegenheit, die Sie ihm gewährt, ganz gewiß nicht entgehen lassen. Aber auch der beste und redlichste Mensch kann fallen, und mir kommt es durchaus nicht zu, einen Stein auf Sie werfen zu wollen. Ich habe Glück gehabt, Miß Johnson, und ich danke Gott aus innigem Herzen dafür. Sie haben wohl in Bezug auf Ihre Existenz keinen Plan, der über die Arbeit, bei welcher Sie jetzt beschäftigt sind, hinausginge?"

Miß Johnson schüttelte den Kopf.

„Ausgenommen vielleicht," fuhr Georg fort, „daß Sie sich bessere Kleidung zu verschaffen und einen Quizby in's Netz zu locken suchen."

Miß Johnson erröthete und senkte den Kopf, zugleich aber versuchte sie über Georg's in scherzendem Tone vorgebrachte Bemerkungen zu lächeln und sagte oder seufzte vielmehr:

„O, die Männer!"

„Sie dürfen mir meine Worte nicht übelnehmen," fuhr Georg fort. „Ein Mann, der sein Glück gemacht, darf sich schon einen Scherz erlauben. Was würden Sie dazu sagen, wenn ich Sie aufforderte, in mein Geschäft einzutreten und bei mir Directrice zu werden?"

„Das ist wohl auch nur Scherz," entgegnete Miß Johnson.

„Nein, durchaus nicht. Sie sind gegen meine Tante und Schwester stets freundlich und gefällig gewesen, und ich wünsche nun mich Ihnen dafür dankbar zu beweisen."

„Meine Lage ist von der Art, daß ich sehr gerne eine mir dargebotene hülfreiche Hand ergreife, namentlich aber, wenn es die Ihrige ist."

„Nun dann wollen wir die Sache als abgemacht betrachten. Kommen Sie morgen zu uns und wir wollen die Sache ausführlich besprechen. Mittlerweile gestatten Sie mir, Ihnen eine Kleinigkeit zur Bezahlung des Omnibus-Fahrgeldes zurückzulassen."

Mit diesen Worten drückte er ihr einen halben Sovereign in die Hand, und bald darauf trennten sie sich.

Binnen wenigen Wochen war Miß Johnson als Directrice in einem von Georg gekauften Geschäfte installirt. Sie that alles Mögliche, um es emporzubringen, und Georg überließ es ihr dann allein und verlangte bloß einen mäßigen Zins für die Localitäten.

Einige Monate, nachdem Miß Johnsou auf diese Weise Geschäftseigenthümerin geworden, fand eine ihr anfänglich unbekannt vorkommende Person sich bei ihr ein, um zu fragen, ob sie Arbeit bekommen könne.

Gleich nachdem einige Worte gewechselt worden, erkannte Miß Johnson in dieser Person, die, welche sie in Verdacht hatte, ihr die silbernen Löffel in den Koffer gesteckt zu haben.

Die Geschichte dieser Unglücklichen war eine sehr kurze. Eine Zeitlang hatte sie in jenem Hause unumschränkt geherrscht, endlich aber war ihr Verehrer ihrer überdrüssig geworden und hatte sie genöthigt, mit dem Kinde, welches sie ihm geboren, das Haus Knall und Fall zu verlassen.

Er hatte sich geweigert, ihr oder ihrem Kinde irgend welche Unterstützung zu gewähren, und sie war dadurch in die äußerste Armuth gerathen.

Vielleicht in der Hoffnung, Miß Johnson's Freundschaft zu erwerben, gestand sie jetzt unaufgefordert, daß sie ihr jene Gegenstände heimlich in den Koffer gesteckt; versicherte aber, sie habe dieß nur über Anstiften des Mannes gethan, welcher sie später verführt und dann verstoßen habe.

Miß Johnson gedachte der Güte, welche ihr Georg erwiesen, und vergaß nicht, sich dieser Unglücklichen eben=

falls zu erbarmen. Mit Hilfe von Georg's Anwalt erlangte sie, indem sie ihrem frühern Chef drohete, ihn wegen seiner nun offenkundigen, verbrecherischen Handlungsweise gegen sie zur Bestrafung ziehen zu lassen, ein bestimmtes Jahrgeld für das Kind, während sie selbst der Mutter Beschäftigung gab.

Siebzehntes Capitel.

Es gehen so viele Veränderungen in der Welt und zwar so rasch vor, daß man sie kaum ordentlich verfolgen und beobachten kann.

Georg, der einen alten Freund niemals vergaß, war bei Mr. Godfrey — der jetzt nicht mehr im Dienste der Firma Thompson, History und Thompson stand, sondern Disponent eines andern Geschäftes geworden war — gewesen und passirte auf dem Rückwege Newgate Street.

Plötzlich fiel ihm ein, daß hier sich das Geschäft der Mrs. Jennings befand und er beschloß, dort einen Besuch zu machen.

Er fand auch hier eine große Veränderung vor. Mr. und Mrs. Jennings hatten während der erst wenigen Jahre, seitdem sie ihr Geschäft begonnen, viel Glück gehabt. Mrs. Jennings, die von jeher von sehr habsüchtiger Gemüthsart gewesen, begann ganz zu vergessen, daß sie einmal auch weiter nichts als eine gewöhnliche Nähterin gewesen war. Sie vergaß deshalb auch die vielen Entbehrungen, welchen solche arme Geschöpfe tag-

täglich ausgesetzt sind und ward wo möglich eine der schlimmsten Arbeitgeberinnen in ganz London.

Ihr Augenmerk war ausschließlich darauf gerichtet, das größte Quantum Arbeit für den geringsten Betrag an Geld zu erlangen.

Früher war sie blos bedacht gewesen, genug Arbeit für sich und ihre Arbeiterinnen zu bekommen und hatte sich mit einem bescheidenen Gewinn begnügt. Mit dem Gelde ist es aber wie mit spirituösen Getränken. Je mehr einer davon genießt, desto durstiger wird er, und je mehr Geld Mrs. Jennigs einnahm, desto mehr suchte sie zu erwerben.

Sie ließ ihre Gehilfinnen früh und spät arbeiten, bezahlte ihnen aber immer weniger und weniger. Ihr Herz ward immer verstockter und ihr Sinn immer härter. Es war daher kein Wunder, daß Georg, als er in den Laden trat, sehr überrascht war, hier nicht mehr die sonst so heitere, freundliche Frau anzutreffen, welche, wenn er Arbeit für seine Tante und Schwester holte oder ablieferte, in ihrem netten Alpakakleid hinter dem Ladentische stand.

Jetzt war sie nur in der fashionabelsten Toilette zu sehen und die affectirte Art und Weise, mit den sie in das Zimmer trat, in welches man Georg gewiesen, machte auf diesen einen sehr widerlichen Eindruck.

Sie verneigte sich lächelnd gegen Georg und bat ihn, Platz zn nehmen. Sie erkannte ihn nicht.

„Darf ich mir erlauben, zu fragen, wer mir die Ehre dieses Besuchs erzeigt?“ fragte sie.

„Aber, Mrs. Jennings, habe ich mich denn gar so

sehr verändert?“ rief Georg. „Freilich, wenn sich meine äußere Erscheinung, seitdem ich Sie das letzte Mal gesehen, so vortheilhaft verändert hat wie die Ihrige, so darf ich mich nicht wundern.“

„Dann sind wir also wohl alte Bekannte?“ entgegnete Mrs. Jennings, indem sie das Lächeln unterdrückte, welches durch Georg's Schmeichelei auf ihren Lippen hervorgerufen ward, denn seitdem sie wohlhabend geworden, war sie bemüht, alte Bekannte so viel als möglich zu vergessen.

„Entsinnen Sie sich nicht mehr einer Mrs. Pratt, die früher einmal für Sie arbeitete?“ frug Georg.

„Mrs. Pratt, Ja wohl. Sie sind doch nicht etwa der Neffe, welcher zur See ging?“ entgegnete Mrs. Jennings.

„Allerdings bin ich das.“

„Nicht möglich! Welch ein Unterschied zwischen dem Knaben, welcher Arbeit brachte und holte, und dem erwachsenen Seemann! Was macht denn Ihre Schwester jetzt?“

„Nichts,“ antwortete Georg. „Sie ist zu krank, um arbeiten zu können, wenn sie dieß aber auch nicht wäre, so bin ich, Gott sei Dank, jetzt im Stande, sie zu ernähren, ohne daß sie zur Nadel ihre Zuflucht zu nehmen braucht.“

„Wirklich?“ rief Mrs. Jennings und streifte, sobald sie hörte, daß Georg sich in guten Umständen befand, das steif förmliche Wesen, welches sie bei seinem Eintritt angenommen, ab. Zugleich rückte sie mit ihrem

Stuhle näher zu ihm, legte die Hände auf die Kniee und fragte begierig, wodurch er sein Glück gemacht habe.

Georg erzählte mit wenigen Worten seine Abenteuer in den Goldgräbereien, ließ aber die seine Freunde in der Heimat berührenden Thatsachen unerwähnt.

Für Mrs. Jennings reichte es auch vollkommen hin, zu wissen, daß er reich und ein junger Mann war. Wieder zuckte eine Veränderung über ihr Gesicht und einen Augenblick lang trug es das Gepräge des Nachdenkens. Dann kam wieder das Lächeln zum Vorschein, welches sie früher bei ihren Arbeiterinnen so beliebt gemacht hatte.

„Ich freue mich," sagte sie, „zu hören, daß Sie in den Goldgräbereien so viel Glück gehabt haben. Sie haben, glaube ich, auf diese Weise mehr Geld verdient, als wir hier mit unserer angestrengten Arbeit. Manchen Menschen ist aber einmal das Glück hold."

„Und die, welche auf diese Weise begünstigt werden, müssen dankbar dafür sein," entgegnete Georg mit Betonung.

„Das versteht sich," fuhr Mrs. Jennings fort. „Wir könnten uns weit besser befinden, als es der Fall ist, wenn mein Mann mehr Eifer und Thätigkeit entwickelte. Es haben sich uns eine Menge Gelegenheiten dargeboten, ein Geschäft im Westende zu gründen, aber er hat sich nun einmal hier festgesetzt. Er sagt, wir verdienten hier genug, und er fände sich nicht veranlaßt, anderswohin zu ziehen, um mehr zu verdienen."

„Diese Ansicht ist vielleicht auch die richtige; „meinte Georg.

„Wenigstens denkt er es. — Sie entschuldigen wohl, wenn ich Ihnen sage, daß ich jetzt nicht viel Zeit zum Plaudern übrig habe. Haben Sie die Güte, nächsten Sonntag wiederzukommen, um bei uns zu speisen. Es wird weiter Niemand dasein als mein Mann und ich. Bringen Sie auch Ihre Schwester mit. Sie wird dadurch ein wenig aufgeheitert werden und das thut ihr vielleicht wohl."

Nach einigem Zureden und als Georg hörte, daß die Jennings eine kleine Villa in der Nähe von Turnham Green, nicht weit von dem Hause, welches Georg mit seiner Schwester bewohnte, gemiethet hatten, versprach er, wenn seine Schwester sich wohl genug fühlte, von der Einladung Gebrauch zu machen.

Bald darauf entfernte er sich.

Als er nach Hause kam, theilte Susanne Green, welche er zur Pflege seiner Schwester bei sich behalten, ihm mit, daß ein Herr ihn zu sprechen wünsche und seit beinahe vier Stunden auf ihn warte.

„Was kann ihn bewogen haben, so lange zu warten? Wie heißt er denn?"

„Er will seinen Namen nicht nennen. Er sagt blos, er müsse Sie in einer wichtigen Angelegenheit so bald als möglich sprechen."

Nachdem Georg zunächst seiner Schwester in ihrem Zimmer einen flüchtigen Besuch abgestattet und sich nach ihrem Befinden erkundigt, trat er in das Zimmer, worin der Herr wartete.

„Habe ich die Ehre, Mr. Georg Pratt zu spre-

chen?" sagte ein kleiner, hagerer, eben nicht sonderlich fein gekleideter Mann.

„Ja, so heiße ich," sagte Georg.

„Ich habe," fuhr der kleine Mann fort, „mich eines etwas unangenehmen Auftrages bei Ihnen zu entledigen. Ich bin Schreiber in dem Sachwaltergeschäft der Herren Kite und Daves und komme in dieser Eigenschaft, um Ihnen eine Citation zu übergeben."

„Eine Citation?" wiederholte Georg. „Was versteht man darunter?"

„Wenn Sie erlauben, so will ich Ihnen die Sache auseinandersetzen. Sie wissen, daß Sie mit Sir William einen kleinen Zwist gehabt haben —"

„Einen kleinen Zwist nennen Sie es," rief Georg, dem das Blut in die Wangen zu steigen begann.

„Na, darauf kommt weiter nichts an. Wir wollen sagen, einen Zwist. Sie haben Sir William mit einem gewissen Werkzeug geschlagen, welches ich nicht näher bezeichnen will —"

„O, es war eine Reitpeitsche," sagte Georg; „darüber kann kein Zweifel bestehen. Ich hatte sie ausdrücklich zu diesem Zwecke gekauft. Da ist sie."

Georg ging nach einer Ecke des Zimmers und kam mit der Reitpeitsche in der Hand zurück.

„Hier," sagte er, „das ist das Werkzeug."

„Der Tausend!" sagte der Schreiber. „Die ist hübsch schwer. — Also sehen Sie, Sir William ist bis jetzt noch nicht im Stande gewesen, das Bett zu verlassen."

„Ich freue mich, dieß zu hören."

„Und deshalb beabsichtigt er, Sie zu verklagen. Er gedenkt auf eine sehr hohe Geldstrafe und Entschädigung anzutragen. Damit habe ich mich meines Auftrages entledigt, Sir, und will Ihnen weiter nicht lästig fallen."

„Hat man Ihnen, während der langen Zeit, wo Sie hier gewartet haben, eine Erfrischung gereicht? Nicht! Dann bitte ich Sie, erst etwas zu genießen."

„Sie sind sehr gütig, Sir. Es kommt sehr selten vor, das wir mit einem Manne zu thun haben, der eine Citation so gutgelaunt aufnimmt, und wenn Sie erlauben, so werde ich schon um der Curiosität willen von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch machen."

Georg ließ dem Schreiber einige Erfrischungen auftragen und nachdem der kleine Mann tüchtig gegessen und getrunken, kehrte er sehr vergnügt über den Empfang, den er gefunden, nach der Stadt zurück.

Die Citation ward von Georg dem Anwalt übergeben, dessen Dienste er schon zum Zweck der Entlarvung der betrügerischen Mrs. Jackson in Anspruch genommen, damit er auch in dieser Sache die nöthigen Schritte thäte.

Der Sonntag kam und Georg machte sich fertig, sich der erhaltenen Einladung gemäß zu den Jennings zu verfügen. Amelie war noch zu unwohl, um das Zimmer verlassen zu können und Georg mußte daher allein gehen.

Als er die ihm von Mrs. Jennings bezeichnete kleine Villa erreichte, bemerkte er zu seiner Ueberraschung,

daß zu einem freundlichen Empfange hier durchaus keine Anstalten getroffen zu sein schienen.

Er zog die Klingel und ward, nachdem er eingetreten, in ein kleines, elegant möblirtes Zimmer gewiesen.

„Sind Sie der Herr, den Mrs. Jennings zu Tische erwartet?„ fragte ein kleines Mädchen, welches sich durch seine Kleidung das Ansehen einer erwachsenen Dame zu geben suchte.

„Ja, der bin ich."

„Nun, dann haben Sie die Güte, in den Garten zu gehen; Mr. Jennings ist dort, um die Hühner zu füttern."

Georg that, wie ihm geheißen ward, anstatt aber Mr. Jennings bei der von dem Mädchen erwähnten Beschäftigung anzutreffen, sah er ihn in dem kleinen Raume, den man hier einen Garten nannte, mit gesenktem Haupte hin- und hergehen, während zehn oder zwölf Stück Hühner neben ihm herliefen und sich zu wundern schienen, daß er ihr hungriges Gegacker so gänzlich unbeachtet ließ.

„Ah, Mr. Pratt," rief Jennings, als er Georg erblickte, „seien Sie mir willkommen! Wie geht's Ihnen? Ich freue mich, Sie zu sehen. Ich fürchtete schon, Sie würden nicht kommen. Ihre Schwester haben Sie nicht mitgebracht? Sie ist noch zu krank? Das thut mir leid zu hören."

„Und wie befindet sich Mrs. Jennings? Ist sie zu Hause?" frug Georg.

„Verwünscht wäre Mrs. Jennings! Sie ist nicht zu Hause; wenigstens ist sie nicht hier und sie hat auch

in diesem Hause nichts mehr zu suchen. Verstehen Sie mich, Sir?"

„Nein, ich verstehe Sie durchaus nicht," entgegnete Georg nicht wenig überrascht.

„Allerdings, woher sollten Sie es auch wissen? Nun denn rund herausgesagt: ich habe keine Frau mehr."

Indem Jennings dieß sagte, drehte er das Gesicht nach der andern Seite und hielt sich das Tuch davor.

„Kommen Sie mit mir in diese Laube und setzen Sie sich," fuhr er dann fort. „Ich will Ihnen die ganze Geschichte erzählen. Es ist mir Bedürfnis, mich gegen Jemanden auszusprechen, von dem ich weiß, daß er mich aufrichtig bemitleidet."

Georg setzte sich und erwartete mit größter Spannung die ihm versprochene Mittheilung.

„Also hören Sie," hob Jennings wieder an. „Ich und meine Frau haben, seitdem ich das Geschäft in Newgate Street etablirt, sehr gut mit einander gelebt und unser schönes Auskommen gehabt. Sie besorgte den Verkauf im Laden und ich machte die nöthigen Geschäftsreisen. Je mehr Geld wir aber verdienten, desto unzufriedener ward sie und stolz obendrein. Sie wollte durchaus, daß ich ein Geschäft in Westend eröffnen sollte; ich hatte aber keine Lust dazu, sondern wollte lieber in der zeitherigen Weise fortfahren. Meine Reisen nahmen immer längere Zeit in Anspruch und meine Anwesenheit zu Hause ward daher immer seltener. Jedesmal aber, wenn ich nach Hause kam, fand ich, daß meine Frau irgend eine Veränderung und Verschö-

nerung in dem Geschäftslocal und in ihrer Toilette vorgenommen hatte. Dagegen wendete ich auch durchaus nichts ein, denn ich weiß, daß auf den äußern Schein viel gegeben wird. Leider aber kam mir auch das Benehmen meiner Frau ganz verändert vor. Um die Geschichte kurz zu machen, will ich blos erzählen, daß ich am vergangenen Dienstag wieder einmal von der Reise nach Hause kam. Mittwochs, während ich im Laden stand, brachte der Briefträger einen Brief. Ich sah den Namen Jennings auf der Adresse und erbrach den Brief, ohne erst nachzusehen, ob er wirklich für mich oder für meine Frau bestimmt wäre. Ich las ihn und was glauben Sie wohl, was der Inhalt war. Der Brief war mit „L—t" unterzeichnet und meine Frau ward darin aufgefordert, den Schreiber in Long Acre zu treffen, um mit ihm den Abend in Gesellschaft einiger Freunde zuzubringen. Nun war mir ihr verändertes Benehmen auf einmal klar. Ich faltete den Brief wieder zusammen, steckte ihn in ein frisches Couvert, ließ von dem Kellner im nächsten Café eine neue Adresse darauf schreiben, steckte ihn wieder in den Briefkasten, packte dann einige Waaren zusammen, nahm von meiner Frau Abschied und begab mich auf eine abermalige Geschäftsreise. Ich fuhr aber blos bis auf die nächste Station, kehrte am Abend nach London zurück und war zur rechten Zeit an dem bezeichneten Ort. Ich brauchte nicht lange zu warten. Eine Droschke kam herbeigerollt und ein Herr half meiner Frau aussteigen. Ich folgte den Beiden bis an's Theater und von da bis in eine Nebengasse des Strand. Das Haus, in

welches sie gingen, war ein Hôtel garni. Ich folgte ihnen bis an die Thüre, setzte mich auf die Treppe und fragte mich, was ich nun thun sollte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir zu Muthe war. Ich ging wieder hinaus auf die Straße und ging mehrmals auf und ab. Ich schäme mich nicht, Ihnen zu gestehen, daß ich weinte, denn ich liebte diese Frau und hatte jahrelang angestrengt gearbeitet, um ihr ein bequemes Leben zu bereiten und alle ihre Wünsche möglichst zu erfüllen. Endlich kehrte ich nach dem Hause zurück. Ich hörte das Gelächter meines Weibes — bei uns zu Hause hatte ich sie schon seit langer Zeit nicht mehr lachen gehört. Ich pochte an. Es erfolgte keine Antwort. Ich pochte wieder und endlich ward die Thür geöffnet. Auf einem vor dem Kamin stehenden Sofa hinter einem Tische, auf welchem noch die Ueberreste einer schwelgerischen Mahlzeit zu sehen waren, saß meine Frau und — erlassen Sie mir das Weitere!"

„Ich verstehe," sagte Georg in ernst theilnehmendem Tone. „Und wer war ihr Ritter?"

„Lord Littlewit, ein Freund von Sir William, der kürzlich fürchterlich durchgepeitscht worden ist. Sie haben wohl davon in der Zeitung gelesen?"

„Nein, gelesen habe ich es nicht, aber ich weiß es," antwortete Georg und machte nun seinerseits Jennings zu seinem Vertrauten.

So trösteten die beiden einander und rauchten, nachdem sie gegessen, ihre Cigarren unter melancholischem Schweigen.

Jennings übertrug seine Angelegenheit ebenfalls

Georgs Anwalt. Nach einigen Wochen kamen beide Sachen zur Entscheidung.

Sir William hatte zweitausend Pfund Entschädigung verlangt, die Geschworenen erkannten ihm aber blos einen Penny zu.

Jennings dagegen empfing von Lord Littlewit siebenhundert Pfund, womit er die Kosten einer förmlichen Scheidung zu bestreiten gedachte. Er verkaufte sein Geschäft und seine kleine Villa, gab seinen Sohn in Pension und lebte fortan in einer kleinen Stadt Frankreichs.

Mrs. Jennings verwirklichte dagegen ihren Wunsch, ein Geschäft im Westend zu haben, und wer sie dort sehen will, braucht blos in den Kaufladen zu treten, der sich durch seine elegante Einrichtung vor allen übrigen auszeichnet.

Achtzehntes Capitel.

Trotz aller sorgfältigen Pflege und Abwartung erholte sich doch Amelie nie vollständig von der Erschütterung, welche ihre ohnehin nicht sehr kräftige Körperconstitution erlitten. Georg hatte tausend Gefahren und Abenteuer bestanden, um Geld zu erwerben, aber nun, wo er es hatte, vermochte er gleichwohl nicht seiner Schwester wieder Gesundheit und Gemüthsruhe zu erkaufen.

Um ihr einige Zerstreuung zu bereiten, machte er kleine Ausflüge und Reisen mit ihr, aber wenn es sich mit ihrem Befinden auch zuweilen besserte, so trat

doch immer nach kurzer Zeit ein Rückschlag ein, der alle Hoffnung wieder vernichtete.

Ein Tag folgte auf den andern, nnd mit jedem ward Amelie kraftloser. Bald konnte sie nicht mehr ohne Hülfe über das Zimmer gehen.

Susanne war immer noch ihre treue Begleiterin und Pflegerin und Amelie wollte auch von keiner andern etwas wissen.

Es ist ein stiller Sommerabend und man befindet sich an einem romantisch gelegenen einige Meilen von der Seeküste entfernten Orte. Die Vögel schwirren lustig zwitschernd vorüber und der süße Duft frischgemäheten Heues wird von einem leichten Winde herübergetragen. Der Himmel ist eine einzige ungeheure Azurfläche, die Lerche steigt zu ihm empor und läßt ihre Triller gleichsam herabträufeln.

Die ganze Natur spricht von Gesundheit und Glück.

Amelie liegt auf einem Sofa am geöffneten Fenster und athmet den duftigen Hauch.

Einige Augenblicke lang scheint neues Leben den matten Körper zu durchströmen. Sie heftet den Blick auf ihren Bruder und sieht, daß ihm die Thränen in den Augen stehen.

„Der Gesang dieser Lerche berührt mich peinlich, Georg,“ sagte sie.

„Dann wollen wir das Fenster schließen.“

„O nein, ich höre ihn gern, aber er erinnert mich, wie viel schwächer ich heute bin, als ich gestern war.“

Dann nach einer Pause fährt sie fort:

„Georg, ich werde Dich bald verlassen. Ich weiß wohl, Du sagst, so lange noch Leben da sei, sei auch noch Hoffnung. Ich aber, lieber Georg, habe schon längst aufgehört, für diese Welt zu hoffen. Warum sollte ich auch? Habe ich nicht gehofft und bin betrogen worden, und dann wieder gehofft, um mich abermals betrogen zu sehen? So ist mein Leben dahingegangen. Würde ich auch wieder gesund, so würde ich doch dieselbe Erfahrung machen. Dank sei dem Himmel, daß ich Zeit gehabt habe, mich auf die große Veränderung vorzubereiten, so daß ich ihren wirklichen Eintritt ruhig erwarten kann. Ehe ich aber scheide, möchte ich wissen, was aus Susanne werden soll. Mir ist sie eine liebende Schwester und treue Freundin gewesen."

„Sie soll keinen Mangel leiden, Amelie."

„Du sagst es, Georg, und ich bin zufrieden, denn ich weiß, daß Du Wort halten wirst. Ich muß Dir aber noch etwas anvertrauen. Ich habe sie genau beobachtet und ich weiß, daß sie Dich liebt, Georg. Laß das, was ich sage, nicht Dein Herz bekümmern, oder während alles Andere Sonnenschein ist, eine Wolke auf Deiner Stirn hervorrufen. So ist's recht; Du lächelst wieder und ich bin zufrieden. Susanne liebt Dich, Georg, und obschon ihr Leben nicht ohne Makel ist, so bedenke doch, lieber Bruder, daß keines von uns völlig rein dasteht und daß die reuige Sünderin selbst von unserm Heilande nicht verstoßen ward. Wenn Dich daher Dein Herz nicht zu einem andern Wesen hinzieht, und wenn Du Dich geneigt fühlen solltest, Dich zu

vermählen — denn Du wirst Dich sicherlich sehr einsam fühlen — so bedenke, daß Niemand besser im Stande wäre, Dich zu erheiteru und Dir das Leben zu verschönern als dieses engelsgute Geschöpf, welches mich vor einem bösen Tod bewahrte und mir Zeit verschaffte, meinen Gott zu suchen. Nur ihre Liebe zu mir trieb sie, dieß zu thun; dieß bitte ich Dich, nicht zu verkennen. Bedenke wohl Georg, daß ich Dir kein Versprechen abnehmen will, nein, Deine Wahl soll völlig frei sein; ich kenne aber Susannens Geheimnis und die Gerechtigkeit verlangt von mir, daß ich Dir in dieser Beziehung die Augen öffne. Wenn Du daher nicht gebunden bist —"

Georg neigte sich über seine Schwester und sagte mit großer Bewegung:

„Es soll so werden, wie Du sagst."

Müde und erschöpft von dem langen Sprechen lehnte Amelie ihr Haupt an die Schulter des Bruders und sank, während ihre Lippen ein stummes Gebet sprachen, anscheinend in leichten Schlummer.

Der Gesang der Vögel schallte lustig in das schattige stille Zimmer herein, und die Mäher auf den nahen Feldern warfen, während sie ihre Sensen abwischten und auf's Neue schärften, einen hastigen Blick nach den gefiederten Sängern empor, die sie bei ihrer Arbeit aufheiterten und unterhielten.

Georg saß unbeweglich da, hörte schweigend zu und fragte sich, wann wohl der Tod die jetzt an seiner Schulter ruhende Blume abmähen würde.

Eine Stunde war vergangen, und aus dem an-

fänglich leichten Schlummer war fester Schlaf geworden, als Susanne eintrat. Mit einem Tritt, der kaum den Fußboden des Gemachs berührte, überschritt sie das Zimmer, setzte sich auf das Sofa zu Amelie's Füßen und begann zu arbeiten.

Sie führte jetzt die Nadel mit Freude und Vergnügen, denn sie that es bloß, um häuslicher Pflicht zu genügen.

Wieder verging eine Stunde, ohne daß Amelie sich rührte. Die einzige Veränderung, welche Georg bemerkte, war, daß die an seiner Schulter ruhende Last schwerer zu werden schien.

Plötzlich ward die inhaltschwere Wahrheit ihm klar.

Amelie's Geist hatte ohne allen Kampf seine irdische Hülle verlassen, und die geheimnisvolle Kluft überschritten, welche die bekannte Welt von der unbekannten trennt. — — — — — — — — — — — (! ! !)

Monate vergingen — und Susanne ward Georgs Weib.

Beide hatten schwere Prüfungen bestanden und waren geläutert aus denselben hervorgegangen. Sie hatten die Unbeständigkeit aller Dinge eben so kennen gelernt, wie die Nothwendigkeit des Vertrauens auf Gott.

Gesegnet mit Allem, was der Reichthum verschaffen kann, sind sie bemüht, niemals zu vergessen, daß sie einmal arm waren, und sie thun nach Kräften, obschon stets im Stillen, Alles, um ihre Umgebung glücklich zu machen.

Susanne ist ein tugendhaftes Weib und Georg fühlt sich mit jedem Tage glücklicher. Wenn in ihrer Brust auf einen Augenblick eine murrende Stimme erwacht, so gehen sie mit einander auf den Kirchhof, wo ein geschmackvoll, aber einfach gearbeiteter Grabstein die Stelle bezeichnet, wo die sterbliche Hülle einer Sclavin der Nadel ruht, und hier bemühen sie sich, mit Gottes Hilfe jede sündhafte Regung zu unterdrücken, damit sie auch ihrer Zeit dem Tode entgegengehen und in's Antlitz schauen können, ohne ihn zu scheuen oder zu begehren.

Ende.

Druck von Josef Stöckholzer von Hirschfeld.

Inhalt.